

UNIVERSITÄT BERN
DIES ACADEMICUS

17. NOVEMBER 1951

Aktuelle Sprachwissenschaft

Zeitgeschehen und Zeitgeist im Spiegel der Sprache

Rektoratsrede von Prof. D. Dr. A. Debrunner

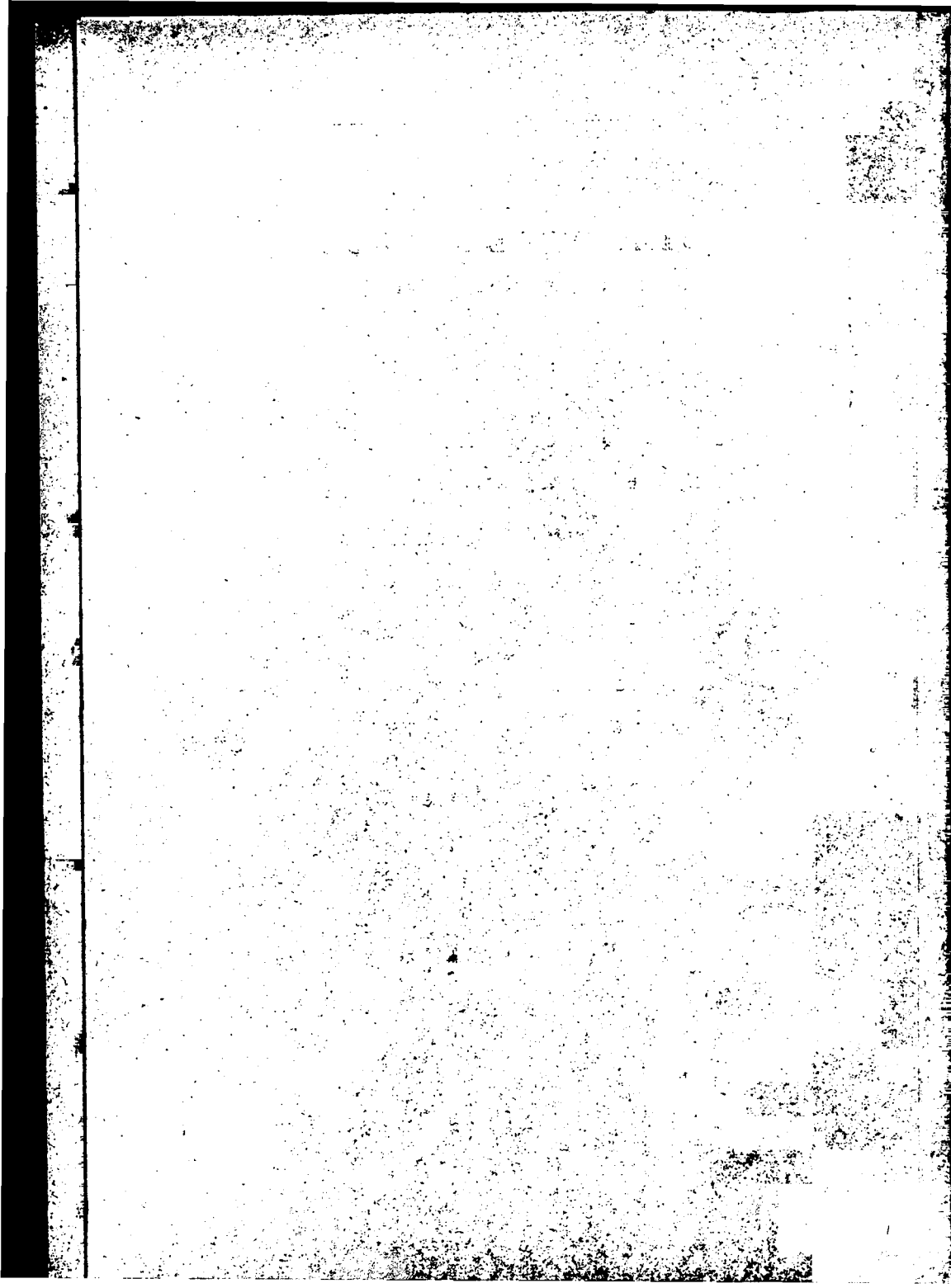
Bericht über das Studienjahr 1950/51

(15. Oktober 1950 bis 14. Oktober 1951)

erstattet vom abtretenden Rektor Prof. Dr. J. Klaesi



BUCHDRUCKEREI PAUL HAUPT IN BERN



UNIVERSITÄT BERN
DIES ACADEMICUS
17. NOVEMBER 1951

Aktuelle Sprachwissenschaft

Zeitgeschehen und Zeitgeist im Spiegel der Sprache

Rektoratsrede von Prof. D. Dr. A. Debrunner

Bericht über das Studienjahr 1950/51

(15. Oktober 1950 bis 14. Oktober 1951)

erstattet vom abtretenden Rektor Prof. Dr. J. Klaesi



BUCHDRUCKEREI PAUL HAUPT IN BERN

A-3601266

UAB JS 11:1

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1952 by Paul Haupt Bern
Printed in Switzerland
Buchdruckerei Paul Haupt Bern

Aktuelle Sprachwissenschaft

Rektoratsrede von Prof. D. Dr. A. Debrunner

Es ist das Vorrecht des Rektors, am Dies Academicus vor einer größern Öffentlichkeit über sein Fach zu sprechen. Dabei steht er vor einer Doppelaufgabe: einerseits sollte er etwas von seinen Fachkenntnissen so darbieten, daß die Zuhörer mehr davon haben als das Staunen vor einer ungeheuer gelehrt klingenden, aber dem Laien nahezu unverständlichen Sondersprache, d. h. er sollte im besten Sinn popularisierend allgemeinere Gesichtspunkte zur Geltung bringen. Auf der andern Seite aber sollte er auch den Fachgenossen, die ja die gedruckte Rede zu Gesicht bekommen, zeigen, wie er in seinem Fach selbständig die Forschung weiterführen möchte (was gewöhnlich nur in *speziellen* Fragen geschehen kann, also nur dem Fachmann vollverständlich ist). Es scheint also, daß es nur ein Entweder — Oder gibt; etwas zugespitzt würde das heißen: entweder populär-verständlich oder gelehrt-unverständlich.

Der Sprachwissenschaftler steht in diesem Zwiespalt, wenn ich recht sehe, noch vor einer besondern Schwierigkeit. Einerseits ist es sicher so, wie einmal Goethe gesagt haben soll: «Jeder Mensch glaubt, weil er spricht, auch etwas von der Sprache zu verstehen.» Als ob einer, der einen elektrischen Schalter bedienen oder gar eine Sicherung oder Glühbirne ersetzen kann, etwas vom Wesen der Elektrizität verstünde! Vielleicht erklärt sich aus dieser falschen Vorstellung auch die Aschenbrödelrolle, die im Rahmen des Universitätsbetriebes die Sprachwissenschaft

überall spielt : sie ist als Gehilfin der Philologie und des Sprachunterrichts anerkannt — freilich mehr theoretisch als praktisch —, und die Auffassung, die Sprachwissenschaft sei ein Luxusfach, scheint recht verbreitet zu sein, bis in akademische Kreise hinein. Auf der andern Seite ist dieses Mißverständnis aus der Sache selbst heraus erklärbar : das sprachwissenschaftliche Studium erfordert zwei Dinge, die sehr selten sind, nämlich Interesse für Grammatik (das ja in den Schulen weitgehend vernachlässigt oder gar ertötet wird) und Kenntnis der historischen Entwicklung der eigenen Sprache und möglichst vieler, möglichst alter und möglichst andersartiger Sprachen. Offen zuzugeben ist, daß die Sprachwissenschaft vergangener Jahrzehnte — die eigentliche Sprachwissenschaft ist noch keine hundertfünfzig Jahre alt — aus der geschilderten Not oft eine Tugend gemacht und sich in der Rolle einer überlegenen Isolierung gefallen hat.

Allein der geistige Umbruch des letzten halben Jahrhunderts ist auch an der Sprachwissenschaft nicht spurlos vorübergegangen; sie hat eine starke Hinwendung zur Gegenwart durchgemacht. Die Fragen der Sprachphilosophie, die einst an der Wiege der neuzeitlichen Sprachwissenschaft standen, dann aber in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von der naturwissenschaftlichen und entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungsweise verdrängt wurden, sind heute wieder modern oder sogar Mode, und damit ist auch das Studium des grammatischen und geistigen Aufbaus *heutiger* Sprachen in den Vordergrund getreten. So liegt es nahe, auch dieser Rektoratsrede ein Thema aus diesem Gebiet zugrunde zu legen. Wir folgen damit der bekannten Mahnung der Lustigen Person im Vorspiel auf dem Theater in Goethes Faust :

Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo Ihr's packt, da ist's interessant!

Diese Worte passen wie angemessen auf die «aktuelle» Sprachwissenschaft.

Der bekannte deutsche Theologe Adolf Harnack, die führende wissenschaftliche Größe der Kirchengeschichte seiner Zeit, schrieb im Jahre 1922: «So ist es auch keine Profanierung, wenn der Gelehrte seine Hand am Pulse des Lebens hält und ihn mit seiner Arbeit zu kräftigem Schlagen bringt»¹, und sogar schon 1898 schrieb er: «Der Kirchenhistoriker wird zum Kirchenpolitiker, er mag wollen oder nicht.»²

Solche Töne waren damals auch in der Sprachwissenschaft selten. So betitelte z. B. der dänische Linguist Sandfeld-Jensen 1915 das populäre Büchlein in der einst beliebten Sammlung «Aus Natur und Geisteswelt» schlechtweg: «Die Sprachwissenschaft», obschon er im Vorwort bekennen mußte: «Der Titel dieses Büchleins bedarf insofern einer Rechtfertigung, als nicht die Sprachwissenschaft in ihrem vollen Umfang hier behandelt wird, da z. B. Fragen über das Verhältnis zwischen Sprache und Denken, über Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit u. a. m. überhaupt nicht berücksichtigt werden.» Und sogar der Philosoph Fritz Mauthner, der sonst an den Linguisten beißende Kritik übt, beginnt noch 1912 das Kapitel «Was ist Sprachwissenschaft?» mit den Worten, er könne nicht einsehen, «was in aller Welt Sprachwissenschaft sein sollte, wenn sie nicht Sprachgeschichte wäre».³ Ich glaube, heute sind solche Stimmen völlig verstummt, und es ist eher am Platz, vor einer einseitigen Überbetonung der Sprachphilosophie zu warnen. Es ist verständlich, wenn Sprachforscher, die ein langes Leben der Forschung hinter sich haben, das Bedürfnis empfinden, der Pyramide, an deren Fundamenten sie so lange geduldig gebaut haben, die philosophische Spitze aufzusetzen. Es erregt aber einen Schauer, wenn man sich vorstellt, es könnte etwa im akademischen Unterricht mit dieser Spitze begonnen werden, ohne daß die Hörer die intensive historische

Schulung, die allein den Unterbau liefern kann, durchgemacht haben. Diese Gefahr ist nicht eine haltlose Zukunftphantasie oder ein Angsttraum verkalkter «Positivisten». Der sechste internationale Linguistenkongreß, der 1948 in Paris stattfand, war der erste, der auf sogenannte Sektionssitzungen verzichtete und nur Fragen allgemeiner sprachphilosophischer Natur behandelte (neben einigen praktisch-technischen Fragen). In der Schlußsitzung urteilte darüber Prof. John Orr, der Vertreter der französischen Sprache und Literatur an der Universität Edinburg, in der Dankrede, die er im Namen der ausländischen Kongreßteilnehmer hielt, folgendermaßen: «Certains ont prétendu que les questions proposées au Congrès auraient gagné à être d'un ordre plus concret. C'est un point de vue que je comprends, mais auquel je ne me rallie pas entièrement. Il était désirable, je crois, inévitable peut-être, en reprenant contact après une si longue séparation» (d. h. seit dem Kongreß von 1936) «de s'interroger sur des conceptions théoriques et fondamentales. Cependant, je reconnais volontiers la peine qu'il peut y avoir à séjourner trop longtemps dans la stratosphère linguistique où l'oxygène nécessaire à la vie se raréfie, et d'où la terre et les hommes et les langues elles-mêmes risquent de paraître de bien chétives choses.»⁴

Es war mir eine starke Beruhigung, daß die letzten Worte spontan einen mächtigen Beifall auslösten.

Wenn nun aber schon für die ausgesprochenen Sprachphilosophen die Gefahr der Luftakrobatik so groß ist, so tut gewiß der Nichtphilosoph erst recht gut daran, zu verzichten und sich an konkretere Fragen der Gegenwartssprache zu halten.

Doch bevor ich dazu übergehe, möchte ich doch versuchen, Ihnen eine Vorstellung davon zu geben, was Sprachwissenschaft eigentlich ist, d. h. ihren Umfang zu umgrenzen, um zu zeigen, wo in diesem Gesamtrahmen die Stelle der genannten Sprach-

philosophie ist, und zugleich, wo sich unsere nachherigen Beobachtungen zeitgenössischer Sprache einordnen. Ich muß mich dabei der größten Kürze befleißigen, trotz dem damit verbundenen Risiko, das einst Sokrates in seiner Verteidigungsrede im voraus abzuwenden suchte mit der Bitte: *μη̄ θορυβήσητε μηδ' εἰν δόξω τι ὑμῶν μέγα λέγειν* («Regt euch nicht auf, wenn ihr findet, ich spreche ein großes Wort gelassen aus» Plato, Apologie 20 e).

Wenn wir eine Wertstufenfolge der Wissenschaften aufstellen wollen, so bleibt uns nichts anderes übrig, als die Sprachwissenschaft als die höchste zu erklären (abgesehen natürlich von der Theologie). Wir betrachten ja doch wohl den Menschen als die Krone der Schöpfung — trotz der neuesten Weltgeschichte; und wir stimmen Cicero bei, wenn er (de officiis 50) sagt, das Band der menschlichen Gemeinschaft im Gegensatz zum Tier sei *ratio et oratio* («Vernunft und Sprachfähigkeit») — auch das trotz allen Kriegen; ohne die Sprache aber ist auch die Vernunft weder wahrnehmbar noch denkbar. So wäre also die Sprache das höchste irdische Gut der Menschenkinder — trotz ihrem gigantischen Mißbrauch durch individuelle und kollektive Lüge — und damit die Sprachwissenschaft die höchste Wissenschaft.

Ein besonderes Charakteristikum der Sprachwissenschaft ist eine große Vielgestaltigkeit ihres Gegenstands, der Sprache. Die sinnenfälligste Seite der Sprache ist die physiologisch-physikalische: durch gewisse Bewegungen gewisser Teile des Körpers werden Schallwellen erzeugt; der Luftstrom, der von der Lunge ausgestoßen wird, bekommt durch die verschiedenen Stellungen der Stimmbänder im Kehlkopf und durch die verschiedenen Gestaltungen des Atemweges vor allem mittels der Zunge sehr mannigfache Färbungen. Die so erzeugten Schallwellen sind etwas rein Physikalisches; Beweis: sie können heute mit staunenswerter Treue durch Apparate aufgenommen und und rein mecha-

nisch durch Schallplatten, Tonfilm, Sprechband und Lautsprecher wiedergegeben und verbreitet werden. Die Apparate verstehen nichts vom Inhalt; es gibt also eine Seite der Sprache, die sich vom Inhalt und vom Menschen ablösen läßt. Mit dieser Seite befaßt sich die Sprachphysiologie, die Sprechakustik und die mit Apparaten arbeitende experimentelle Phonetik.

Daß die Sprache zweitens Ausdruck von Seelischem ist, also eine psychische Seite hat, leuchtet jedem ohne weiteres ein; diesem Studium widmet sich die Sprachpsychologie.

Die dritte Seite, die soziale, ist erst in unserem Jahrhundert genügend gewürdigt worden: Sprache ist Mitteilung des Sprechers (oder Schreibers) an den Hörer (oder Leser) mit Hilfe des *Symbolcharakters* der Schallwellen. Dadurch, daß mehrere Menschen die gleichen Gegenstände und Begriffe mit denselben Schallwellenfolgen oder Lautkomplexen bezeichnen, entsteht eine Sprachgemeinschaft. Diese Seite ist also das Arbeitsgebiet der Sprachsoziologie.

Leicht wird über alledem die ebenso wichtige vierte Seite übersehen: die geistige. Die einzelnen Bezeichnungen in einer Sprache sind nicht kunterbunt durcheinandergeworfene Zufallsprodukte, sondern der Ausdruck dessen, wie eine Sprachgemeinschaft im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende die Gesamtheit der Welt, sowohl des Beobachteten wie des Gedachten, sich vorgestellt und geordnet hat: die Sprache ist nicht ein Sandhaufen, der beliebig umgeschaufelt werden kann, sondern ein sinnvolles Gesamtbild, in dem, wie in einem Mosaik oder einem Gemälde, jedes Steinchen, jeder Pinselstrich seinen bestimmten Platz hat. So kann man mit einiger Vorsicht (die leider nicht immer angewandt wird) sagen: jede Sprache enthält ein Weltbild.⁵

Selbstverständlich ist diese Vierteilung nur ein Mittel zur Bewältigung des ungeheuren Stoffes und darf der Forscher den

engen Zusammenhang der vier Seiten nie aus den Augen verlieren. Dasselbe gilt von andern Einteilungen des Stoffes, die von andern Blickrichtungen her möglich sind; so der Unterschied zwischen Längsschnitt und Querschnitt durch eine Sprache (zwischen der diachronischen oder historischen und der synchronischen Betrachtung) ⁶, ferner der zwischen beschreibender, erklärender und wertender Sprachbetrachtung und der zwischen den verschiedenen kleinern und größern Sprachgemeinschaften (wonach man zum Beispiel eine germanische, slawische, indogermanische, semitische und schließlich eine allgemeine Sprachwissenschaft betreibt). Alle diese Einteilungen haben ihre Berechtigung, und zu einer vollen Erfassung des Phänomens der Sprache ist die Vereinigung, besser gesagt die gegenseitige Durchdringung aller Teilbetrachtungen nötig; dabei ist dann noch der Unterschied zwischen dem Sprechen, d. h. dem einzelnen, momentanen, vergänglichen Sprechakt, und der Sprache, d. h. der Gesamtheit des verfügbaren Sprachbesitzes eines Einzelnen oder einer Sprachgemeinschaft, zu berücksichtigen.

Aus dieser wundervollen Fülle, die nur angedeutet, nicht ausgebreitet werden konnte, möchte ich nunmehr in größter Bescheidenheit ein paar Mosaiksteinchen aus der Sprache der Gegenwart herausgreifen, indem ich versuche, an einigen Beispielen zu zeigen, wie sich in der heutigen deutschen Sprache das Zeitgeschehen und der Zeitgeist spiegeln. So ist der etwas markt-schreierische Titel meiner Rede gemeint, den ich der Kürze wegen gewählt habe. Schwungvoller hat es Harnack in den schon zitierten Worten ausgedrückt: «der Gelehrte hält seine Hand am Pulse des Lebens».

Wer sich auf ein solches Unternehmen einläßt, muß sich bewußt sein, daß er sich auf Glatteis begibt wie jeder, der sich beobachtend, denkend und urteilend mit der Gegenwart beschäf-

tigt. Solange sich der Forscher mit alten Zeiten befaßt, muß er von sich und darf man von ihm strengste Objektivität verlangen; je mehr er sich aber der Gegenwart nähert, um so mehr wird ihn der Stoff auch im Gemüt ergreifen, und wenn er die Gegenwart selber zum Gegenstand wählt, erwartet man mit Recht von ihm, daß er sich nicht darauf versteift, sich selber in zwei Menschen spalten zu wollen, einen zu bejahenden objektiven Forscher und einen zu verdrängenden subjektiven Menschen — ein Versuch, der sowieso in den seltensten Fällen gelingen dürfte. Was man aber verlangen muß, ist, daß er — wie jeder echte Wissenschaftler — weiß, wo die objektive Beobachtung aufhört und die subjektive Deutung und Wertung beginnt. Über anfängliche Bedenken gegenüber solcher «aktueller» Sprachwissenschaft habe ich mich schon vor 26 Jahren durch ein Wort des genialen Sprachforschers Hugo Schuchardt hinwegtrösten lassen, das er als Zweiundachtzigjähriger zwei Jahre vor seinem Tod in einem Aufsatz «Der Individualismus in der Sprachforschung»⁷ geschrieben hat: «Ich empfinde es immer wohltätig, wenn unter dem kühlen Panzer der Objektivität hervor mich ein warmer Hauch von Subjektivität anweht, der ja doch nie fehlt.»

Nun freilich: bei der Behandlung der Gegenwartssprache wird naturgemäß der «warme Hauch der Subjektivität» oft zur scharfen Bise der Kritik werden müssen — und damit komme ich auf eine weitere Schwierigkeit meines Themas: die *Sprache* der Gegenwart wird eben von *Menschen* der Gegenwart gesprochen und geschrieben. Da würde nun die strenge Wissenschaft fordern, daß jedesmal genau angegeben würde, wer den kritisch zu beleuchtenden Ausdruck gebraucht hat; aber das würde unter Umständen Hörer oder Leser treffen. Ich muß deshalb meine Beispiele mit Rücksicht auf lebende Menschen und bestehende Institutionen, soweit es irgend geht, namenlos vorbringen und gelegentlich der Verschwiegenheit und Vertuschung zuliebe etwas ab-

ändern. «Gebrannte Kinder fürchten das Feuer», oder, wie es ein Inder ausgedrückt hat: «Das Kind, das sich am gekochten Milchreis gebrannt hat, pustet auch die saure Milch.» Kein Kollege, kein Politiker, keine politische Partei, kein Schriftsteller, keine Zeitung, kein Radiosender soll sich speziell angegriffen fühlen, und wenn sich baslerisch-satirische Töne einmischen sollten, so möge der Berner daran denken, daß die Satire nicht höhnen, sondern nach Horaz «lachend die Wahrheit sagen» will.

Daß sich die Geschichte und das Denken einer Zeit, soziale Zustände, große geistige Erlebnisse, nationale Verschiedenheiten, fremdländische Einflüsse in der Sprache niederschlagen, ist eine Selbstverständlichkeit; es mag hier ein Hinweis auf die Bereicherung des deutschen Wortschatzes durch die Sondersprachen der Kirche, des Rittertums, der Mystik, des englischen Sports, der italienischen Musik genügen. Schon oft ist insbesondere der starke Einfluß der heute ja alles beherrschenden Technik auf unsern allgemeinen Sprachgebrauch hervorgehoben worden: alles Mögliche wird heute ein- und ausgeschaltet, Menschen werden gleichgeschaltet wie der elektrische Strom und überholt wie ein Schiff und eine Maschine, liquidiert wie ein bankrottetes Unternehmen; Projekte werden angekurbelt und laufen an wie eine Maschine; der Sektor hat von der Mathematik auf die Kriegstechnik, dann auf das Geschäftsleben und die Wirtschaft, ja auf das Geistesleben übergegriffen. Nicht nur Maschinen laufen auf hohen Touren (besser: auf hoher Tourenzahl), sondern auch die Wirtschaft; manchmal werden daraus sogar Hochtouren, auf denen die Wirtschaft oder auch ein Heer von Spionageagenten läuft: hoffen wir, daß wenigstens die erste ohne Todessturz herunterkommt! Früher setzte man für eine Sache freiwillig sich selber, sein eigenes Leben, seine Ehre, sein Wort ein; jetzt aber werden Menschen, ob sie wollen oder nicht, eingesetzt, nicht nur, was verständlich und berechtigt ist, von einer Armeeleitung, son-

dern auch etwa von einer Betriebsleitung oder von einer staatlichen Planungsstelle.

Die letzten Jahrzehnte mit ihren Kriegen, ihren sozialen Spannungen, ihren Rationierungsnöten haben überall zu einer Verstärkung der obrigkeitlichen Macht geführt; das äußert sich sprachlich z. B. darin, daß Zusammensetzungen mit dem ersten Bestandteil Kriegs-, Not-, Zwangs- häufiger werden: Kriegswirtschaft, Kriegstraunungen, Kriegswitwen und -waisen, Notverordnungen, Notschlachtungen, Notabitur, Mangelwirtschaft, Zwangsgestellung, Zwangsernährung und vieles andere. Dem Rationierungswesen ist die Beliebtheit des Wortes «zusätzlich» zu verdanken, das meinem Eindruck nach über den Rhein zu uns gekommen ist. Zusatz setzt eine Norm voraus und die zusätzliche Ration die Normalration; ein Zusatz ist aber in Rationierungszeiten etwas so Wichtiges, daß nun überhaupt jede Art von Zugabe als «zusätzlich» bezeichnet wird; ich habe sogar gelesen, daß eine Ansicht zusätzliche Anhänger gefunden habe. Vermutlich ist das Wort von deutschen Puristen als Ersatz für das Fremdwort «extra» geschaffen worden; vielleicht wird schließlich auch aus der Extrawurst eine zusätzliche Wurst!

Aus dem deutschen modernen Amtsstil stammt es wohl auch, wenn vielfach auch bei uns ein Kredit nicht mehr verlangt, sondern angebeht oder angefordert wird und wenn Waren angeliefert, nicht einfach geliefert werden, und in dieselbe Gruppe gehört auch der Ernte-«Anfall».

«Anfallen» ist zwar ein altes Wort der Rechtssprache; aber es bedeutet da: «jemandem von Rechts wegen zufallen» wie in dem Grundsatz: «die über den Zaun hängende Frucht fällt den Nachbar an» und in Luthers Bibel: «du wirst weder teil noch anval haben an diesem wort», d. h. keinen Anspruch.⁸ Auch das Schweizerdeutsche kannte einst diese Verwendung

des Wortes; Bullinger schreibt 1540: «der unglöubig fürcht, in fallind kind an, vertrüwet Gott nit», d. h. er fürchtet, es könnten ihm Kinder zuteil werden; und Anfall ist in Twann 1426 Obst, das auf des Nachbars Boden fällt und ihm nach altem Recht ganz oder teilweise gehörte.⁹ Wahrscheinlich hat jemand auf das alte Wort zurückgegriffen, ohne es recht verstanden zu haben; denn der *Ernteanfall* ist heute so viel wie der *Ernteertrag*. Daß der neue Gebrauch außerhalb der Amtsstuben noch nicht geläufig ist, das beweisen zwei Fälle falschen Gebrauchs: ein deutscher Schriftsteller schreibt 1938: «Der gute Herr Doktor, der die Grippe, die Angina, den Rheumatismus behandelt, was eben so anfällt in der Familie, er ist da nicht zuständig»; da ist einfach gemeint: «was so vorkommt», aber der Krankheitsanfall klingt mit an. Und in einer Schweizer Zeitung war zu lesen: «80 Prozent des Wasserverbrauchs fällt als häusliches Abwasser an», d. h. einfach: «wird Abwasser»; es wird kaum jemand Anspruch darauf erheben. Unerfreuliche Anfälle hat auch die schweizerische Versicherungsgesellschaft, die von «sämtlichen unserer Anstalt angefallenen Lawinenschäden» spricht.

In den Erörterungen über die Finanzreform tauchte auch das neue Wort «Schlüsselung» auf in der atemraubenden Wendung: «Bei ordnungsgemäßer Schlüsselung der zusätzlichen Kantonsbeiträge zur Deckung der durch Reduktion der Bundesbeiträge entstandenen Ausfälle»; gemeint ist die Verteilung auf Grund eines Schlüssels. In der «Muttersprache», der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, finde ich folgende Definition: «Entziffern heißt einen nach einem unbekanntem Schlüssel(verfahren) verschlüsselten Text (Geheimtext) in Klartext verwandeln. Ist dagegen der Schlüssel bekannt, so spricht man von entschlüsseln (dechiffrieren)»¹⁰. Aber der deutsche Theologe, der von einer Entschlüsselung

der Gleichnisse schrieb, meinte wohl das Finden des Schlüssels, nicht die Anwendung eines schon gegebenen Schlüssels.

Mit dem Ausbau des modernen Staates zum Wohlfahrtsstaat hängen auch *sprachliche* Wandlungen zusammen: aus der Armenpflege und der Wohltätigkeit wurde durch die staatliche Organisation die Fürsorge und die Betreuung. In dem riesigen Deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm (Band I von 1854) gibt es kein Stichwort «betreuen» und unter «Betreuung» ein einziges Beispiel aus dem Jahre 1716, in dem von der Betreuung der Reben gesprochen wird. Dazu wird die Bemerkung gemacht: «das soll doch heißen pflege, wartung? von betrauen, betreuen, mit etwas beauftragen.» Auch uns ältern Leuten war das Wort bis vor wenigen Jahren fremd; man sagte eben: «für jemand sorgen», im Dialekt: «zue-n-em luege»; beim heutigen Betreuen denken wir sicher an *treue* Fürsorge, Beaufsichtigung, Pflege.

Weniger glücklich ist das Wort «Unfäller», das mir letztes Jahr in einem Zeitungsartikel mit der Überschrift «Sind Unfälle gewollt? Katastrophen aus seelischer Veranlagung» begegnet ist. Unfäller sind demnach Leute, die psychisch zu Unfällen neigen (der Artikel spricht auch von unfall-anfälligen Personen, von Unfall-Affinität und von Nichtanfällern). Bei der ersten Erwähnung ist das Wort «Unfäller» in Anführungszeichen gesetzt; es ist also vielleicht die Schöpfung des psychologischen Verfassers in Anlehnung an das englische *accident-proneness*, wie nach ihm die Amerikaner diese Unfall-Anfälligkeit nennen. Früher nannte man solche Leute «Pechvögel» — aus einer völlig andern Weltanschauung heraus!

Aufschlußreich scheinen mir auch gewisse Vorgänge zu sein, die wir als retrograde oder rückläufige Wortableitungen bezeichnen: aus der Notlandung eines Flugzeuges wird ein notgelandete-

tes Flugzeug, obschon es kein Verbum «ich notlande» oder «ich lande not» gibt. So führt die Nachfrage nach Studentinnen für häusliche Hilfsdienste zu «nachgefragten» Studentinnen, die Baubewilligung zu «baubewilligten» Wohnungen; die Bausparer lassen die Aufforderung ergehen: «bauspare!» Notlandung, Nachfrage, Baubewilligung, Bausparer sind eben feste Begriffe geworden, die als Überschriften von Aufsätzen und Aktenbündeln und als Etiketten auf Registraturschubladen ein aufdringliches Wesen entwickeln.¹¹ Als ich zum erstenmal im letzten Dezember von «vermittelten Aushilfsangestellten» las und daß «bei den meisten die Vermittelbarkeit erschwert» sei, hatte ich ein unangenehmes Gefühl. Warum? Die Aufgabe einer (privaten oder öffentlichen) Arbeitsstellenvermittlung ist doch die, einer Person Arbeit oder eine Stelle zu vermitteln; die Rede vom «vermittelten Angestellten» aber setzt voraus, daß der Angestellte einem Arbeitgeber vermittelt wird, wie man etwa jemandem ein Darlehen oder einen billigen Gelegenheitskauf vermittelt, daß also der Arbeitsuchende Objekt eines Geschäfts ist. Ich muß schleunigst einem Mißverständnis vorbeugen: ich habe weder gesagt noch gedacht, daß der Mensch auf irgendeiner Vermittlungsstelle als Ware behandelt werde; selbstverständlich kann der Vermittlungsbeamte oder -angestellte den Arbeitssuchenden durchaus menschlich-freundlich behandeln; ich will nur sagen, daß jede Organisation — je größer sie ist, um so mehr — die Gefahr der Entpersönlichung in sich trägt und daß sich dies gelegentlich auch in der Sprache äußert.

Nicht nur die modernen Entwicklungen und Tendenzen der staatlichen Regierung und Verwaltung finden ihren sprachlichen Niederschlag, sondern auch die Reaktion des Publikums dagegen. Die Verbote rufen der Übertretung, und zur Bezeichnung dafür hat sich in den letzten Jahren das Wort «schwarz» als geeignet erwiesen: es gibt Schwarzschlachtungen, Schwarzhandel,

schwarzen Markt, schwarzen Grenzübertritt, aber auch Schwarzarbeit, da es ja auch Arbeitsverbote von seiten von Verbänden gibt; neuerdings hören wir auch von Schwarzhörern am Radio und in unsern Hörsälen. Es wäre verlockend, der Symbolik und Mystik nachzugehen, die mit solchen Verwendungen der Farbwörter verbunden ist; ich erinnere an das Rot des Sozialismus, das Schwarz des Klerikalismus, an die Schwarz- und Braunhemden, an die schwarz-rot-goldene Internationale aus der Zeit des Weimarer Staats, an die rot-grüne Allianz, an die Weißgardisten.

Ich will nur versuchen, in Kürze zu zeigen, wieso «schwarz» die Bedeutung «verboten» bekommen haben kann: schwarz ist die Nacht und alles, was geheimnisvoll, dämonisch, teuflisch, unglückdrohend ist; darum ist die schwarze Liste eine feindselige. Damit vereinigt sich eine zweite Linie: der Schuldner wird mit Kreide auf eine schwarze Tafel aufgeschrieben, er ist also «schwarz angeschrieben» oder «angeschwärzt»; darum heißt auch ein Buch, in dem Gesetzesübertreter eingetragen sind, «das schwarze Buch». Drittens ist die «schwarze Kunst», d. h. die Zauberei, eine Übersetzung eines mittellateinischen nigromanteia «Schwarzwahrsagerei», das seinerseits ein Mißverständnis des griechischen nekromanteia «Totenbeschwörung» ist. Die «schwarze Kunst» ist aber eine von der Kirche *verbotene Kunst*, die mit dem «Schwarzen», dem Teufel, in Verbindung steht. Ich habe das Gefühl, daß unter den genannten Neuwörtern mit Schwarz der Schwarzhandel und der schwarze Markt die ältesten sind; das könnte an die alte Verwendung von «schwärzen» und «Schwärzer» im Sinn von schmuggeln, Schmuggler anknüpfen; womit wir in das Gebiet der Gaunersprache kämen, die ja stark mit symbolischen, nur dem Eingeweihten verständlichen Ausdrücken durchsetzt ist.

Begreiflicherweise erfordern neue politische Gebilde neue Namen; unser halbes Jahrhundert ist besonders reich an solchen; ich erinnere nur an neueste Namen wie Israel, Pakistan, Indonesien (das früher nur ein geographischer Begriff war), an Vietnam, Irak, Malaya. Damit ist verbunden die Schaffung von Bezeichnungen für die Bewohner dieser neuen Staaten. Für die Bürger des Staates Israel war der alte Name Israeliten nicht brauchbar, da er seit Jahrhunderten in anderem Gebrauch festgelegt war; man liest jetzt etwa von den Israelern oder den Israelis (letzteres gebildet aus dem hebräischen Israeli = der Israelit mit dem romanisch-abendländischen Plural-s); als selbstverständlich ergab sich das Adjektiv israelisch. Aus verschiedenen Motiven stammen die in den letzten Jahrzehnten ebenfalls häufig gewordenen Umbenennungen von Städten und Staaten: Oslo ersetzt das an die dänische Oberhoheit erinnernde Kristiania; mit Thessaloniki statt Saloniki, mit Agrigento statt Girgenti wird auf die alten Namen einer ruhmreichen Vergangenheit zurückgegriffen, mit Eire für Irland, Tallinn für Reval, Turku für Abo wird gegenüber einer politischen oder kulturellen Überfremdung die Nationalsprache zu Ehren gebracht, mit Leningrad für Petersburg oder Petrograd, mit Kaliningrad für Königsberg und zahllosen ähnlichen Fällen wird eine politische Umwälzung besiegelt; und die Versuche, die gute alte «deutsche Schweiz» in eine «alemannische» umzutaufen, verraten noch heute Spannungen und Ressentiments, an die wir uns nicht gern erinnern. Die territorialen Probleme der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg haben uns z. B. die Ost- und Westzonen, die Berliner Sektoren, den Namen Nordrhein-Westfalen und die Kunstgebilde Be-ne-lux (Belgien, Niederlande, Luxemburg) und die Erweiterung zu Fr-ita-lux (Frankreich, Italien, Benelux) oder Fi-nel gebracht. Der erste Weltkrieg war auch in dieser wortschöpferischen Beziehung noch weniger produktiv; aber er schuf z. B.

die Einrichtung und das Wort «Mandatgebiete» und das Königreich SHS, d. h. Serben, Hrvaten und Slowenen. Daß totalitäre Regierungen für ihre grundstürzenden Ideen und die radikale Durchorganisation des ganzen Lebens eine Unmenge neuer Wörter brauchen, haben wir zuerst am Bolschewismus, dann am Nationalsozialismus erlebt.¹² Wir wissen auch, welche ungeheure Ausdehnung in diesen beiden Staatsformen die Abkürzungssprache (scherzhaft-polemisch Aküsprache genannt) angenommen hat und wie sie auch bei uns der Zunahme der Kompliziertheit des ganzen Lebens folgt: ETH, PTT, Biga (= Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit) sind längst nicht mehr einzeln. Der Verlockung, dieses höchst lehrreiche und oft sehr amüsante Thema zu behandeln, muß ich mir hier versagen; es spielen dabei die verschiedensten Motive mit: erzwungene oder bloß spielerische Geheimtuerie, Zusammengehörigkeitsgefühl, Bequemlichkeit, Sparsamkeit in Aufschriften und Reklame und anderes. Das älteste Beispiel scheint das altchristliche Symbol des Fisches zu sein: ichtys, das griechische Wort für den Fisch, enthält die Anfangsbuchstaben des Bekenntnisses: «Jesus Christus, Gottes Sohn, Retter». War hier das Abkürzungswort und seine bildliche Wiedergabe ein geheimes Erkennungszeichen in Verfolgungszeiten, so ist die Abkürzungsseuche heute weit überwiegend ein Ausdruck der immer noch wachsenden Aktenfreudigkeit unserer Zeit. Doch schlägt dann und wann doch noch das Urmotiv durch: denken wir nur an die ungeheure Wirkung der Parole V = victory, auch in seiner Umsetzung in die gespreizten Finger und in das Anfangsmotiv der V. Symphonie Beethovens.

Besonders bezeichnend ist nun aber für unsere Gegenwart, wenigstens vor dem Eisernen Vorhang, die ungeheure Internationalisierung des Lebens unter angelsächsischer, besonders amerikanischer Führung; das muß sich auch in sprachlicher Beeinflussung geltend machen. Die Technik der drahtlosen Übermitt-

lung ermöglicht heute eine ungemein rasche und weitreichende Verbreitung der Nachrichten, und das Verlangen der Radiohörer und Zeitungsleser nach blitzschneller, täglich mehrmaliger Information zwingt alle dabei beteiligten Einrichtungen und Menschen oft zu schnellster Arbeit in der Abfassung und Übersetzung von Nachrichten und ganzen Aufsätzen. Dabei geht der Einfluß des Radios weit über den der Zeitungen hinaus, und zwar aus mehreren Gründen :

1. Das Radio erreicht unvergleichlich viel mehr Menschen als die Zeitung, vor allem die Jugend, die sich um Zeitungen wenig kümmert, aber dem Radio anscheinend rettungslos verfallen ist.
2. Nach dem Umfang ist das, was der Durchschnittshörer hört, ein Vielfaches dessen, was der Leser liest.
3. Gehörtes, zumal häufig und regelmäßig Gehörtes, haftet viel fester als Gelesenes.
4. Der einfache Deutschschweizer, für den die deutsche Hochsprache, abgesehen von seltenen Vorträgen oder Predigten, eine reine Schriftsprache war, unterliegt nun auch dem täglichen Einfluß der gehörten Hochsprache nach Aussprache, Sprachmelodie, Betonung, Wortwahl und Satzbildung.
5. Bei der gehetzten Übersetzung englischer und französischer Texte kommen natürlich Fehler vor; beim Radio stellen sie sich besonders leicht ein, können sie weniger leicht korrigiert werden und wirken sie stärker und auf einen viel weitem Raum.

Ich möchte daher aus der Fülle von sprachlichen Beobachtungen an Presse und Radio einige solche Übersetzungsfehler behandeln. Der Linguist, der sich vorwiegend mit den leicht feststellbaren großen Sprachveränderungen der Vergangenheit be-

faßt, sieht sich immer wieder vor die Frage gestellt : wo hat diese oder jene Veränderung der Aussprache, diese oder jene grammatische Neuerung, dieses oder jenes neue Wort begonnen, und wie hat sich jeweilen das Neue ausgebreitet? Am liebsten möchte er in der Sprache der Gegenwart solche Einzelfälle direkt feststellen, um eine Grundlage für die Beurteilung früherer Fälle zu gewinnen. Diesem Wunsch stellt sich aber ein fast unübersteigliches Hindernis entgegen in der Tatsache, daß für sprachliche Änderungen der Moment und Ort der Entstehung nur in ganz seltenen Ausnahmefällen bekannt ist. Bei einer Reihe von Neuwörtern des politischen Lebens läßt sich wohl aktenmäßig feststellen, wann und wo sie geschaffen worden sind; ich denke z. B. an die « United Nations Organization » samt der Abkürzung « Uno » und an den entsprechenden französischen Ausdruck. Aber Nachforschungen dieser Art dürften in den allermeisten Fällen äußerst mühsam und zeitraubend sein. Die modernen Wortneubildungen dieser Art sind zwar oft auf dem Weg der protokollarisch erfaßbaren Organisationen entstanden, im Unterschied von den mehr impulsiven Schöpfungen einer weniger organisierten Zeit; dafür aber sind die Äußerungen der Menge der heutigen kleinen und großen Organisationen viel unübersichtlicher geworden.

Was sich aber an modernen sprachlichen Neuerungen verhältnismäßig leichter beobachten läßt, das sind die Verbreitungswege, wenn man sich etwa die Mühe nimmt, irgendwelche Einzelheiten ein paar Monate oder Jahre hindurch an dem, was man liest und hört, zu verfolgen. In diesem Sinne möchte ich nun einige Übersetzungsfehler zu beleuchten suchen.

Gelegentlich hat man bei einem solchen Fehler den Eindruck, er könnte erstmalig sein, und man hofft dann, er möge einmalig bleiben. So schrieb eine Schweizer Zeitung am 2. Juni 1950 : « In Amerika muß man es sich gefallen lassen, daß in das Radio-

programm plötzlich Reklamesendungen eingeblendet werden.» Natürlich sollte es heißen : eingemischt; der Übersetzer hat das englische to blind gedankenlos mit dem ganz anders gebrauchten deutschen blenden wiedergegeben.¹³

Bei andern Fehlern kann man sich gut vorstellen, daß sie leicht auch andern passieren können. Ein Journalist schreibt in der Übersetzung eines Schreibens eines welschen Anwalts : «Die zuständige Behörde konnte diese Untersuchung nicht ignorieren, denn sie war an der Sitzung . . . vertreten.» Aber man kann doch sicher etwas ignorieren, d. h. unbeachtet lassen, auch wenn man in der Sitzung anwesend ist. Gemeint war : elle ne pouvait pas ignorer, d. h. «sie konnte nicht unwissend sein, sie mußte es wissen»; nur so versteht man die Fortsetzung : «Trotzdem faßte sie die schwerwiegendsten Beschlüsse.» Ignorerer und ignorieren ist eben nicht dasselbe !

Wichtiger als solche Augenblicksfehler sind Übersetzungsfehler, die sich in der Zeitungs- und Nachrichtensprache schon durchgesetzt zu haben scheinen oder jedenfalls auf dem Weg dazu sind. Ich greife einige heraus.

1. «Die Moral» im Sinn von Haltung, Stimmung. Das Französische scheidet zwischen la morale «die sittliche Haltung», was auch im Deutschen «die Moral» heißt, und «le moral». Das Wörterbuch von Sachs-Villatte gibt für «le moral» die Übersetzungen : «Mut in der Ertragung von Widerwärtigkeiten etc., remonter le moral d'une armée, den Mut eines Heeres neu beleben.» Dieser Unterschied wird verwischt, wenn heute oft von der Moral der Truppe gesprochen wird statt von ihrer Ausdauer oder Haltung. Aber hoffentlich lacht oder lächelt noch heute jeder, wenn er die Worte eines Berichtes über die Tour de Suisse liest : «Das Tricot gibt ihm die Moral. Und Moral ist Form!» oder wenn sich einer zu der Frage versteigt : «Was wissen wir Menschen von der Moral des Bären?» Das gediegene Verdeut-

schungswörterbuch von Otto Sarrazin kennt in der fünften Auflage von 1918 das Wort Moral nur in den Bedeutungen : « Sitten-, Pflichten-, Tugendlehre oder -gesetz; Sittlichkeit, Pflichtgefühl, Tugend . . . ; Nutzenanwendung, Lehre ».

2. Kontrolle und kontrollieren ist im Deutschen so viel wie nachprüfen, ob eine Angabe richtig ist, ob eine Rechnung stimmt, ob ein Fahrausweis vorhanden ist, ob ein Auftrag richtig ausgeführt worden ist. Aber sehr oft hört und liest man heutzutage von einem Konzern, der die Mehrheit der Aktien kontrolliert, von einer Großmacht, die ein Gebiet oder einen Produktionszweig kontrolliert, das soll heißen : beherrscht. In einem Bericht über den Alkoholismus in einem angelsächsischen Land war sogar von der Selbstkontrolle die Rede. Im Englischen ist eben to control « kontrollieren » und « beherrschen », und für selfcontrol bietet jedes Wörterbuch das gutdeutsche « Selbstbeherrschung ». Auch der Bedeutungsumfang des französischen contrôle und contrôler entspricht ziemlich genau dem des Deutschen.

3. Unter Autorität verstehen wir maßgebenden Einfluß, auch eine in einem Fach allgemein anerkannte Person. Aber eine Zeitung berichtete neulich aus Lake Success von der Schaffung einer übernationalen Jordan-Wasser-Autorität, d. h. einer Behörde, die sich mit dem Wasser des Jordans vom wirtschaftlichen und politischen Standpunkt aus zu befassen hatte. Im Französischen und Englischen ist autorité und authority nicht nur die Autorität, sondern auch eine Behörde, besonders im Plural : les autorités communales, the local authorities usw.

4. Die « Hoahrheinschiffahrt », die Schiffbarmachung des « Hoahrheins », das « Tagblatt vom Hoahrhein ». Wir machen im Deutschen einen Unterschied zwischen dem Hochland und dem Oberland. Das Hochland hat eine beträchtliche Höhe über Meer, ihm entspricht das Tiefland. Das Oberland aber ist am Flußlauf orientiert wie sein Gegenstück, das Unterland oder die Nieder-

lande; so auch der Oberrhein und der Niederrhein. Aber im Französischen heißt das Waadtländer Oberland le Pays-d'Enhaut, und französische Departemente heißen z. B. Haute-Savoie und Bas-Savoie, Haute-Loire, Haute-Marne und so jetzt auch Haut-Rhin und Bas-Rhin. Aber der Haut-Rhin hat seine Entsprechung im Oberrhein; Hochrhein ist undeutsch — ebenso undeutsch wie der «Hochkommissar». Haut commissaire, high commissary oder high commissioner muß mit Oberkommissar übersetzt werden; noch besser, aber etwas schwerfällig wäre der Oberbevollmächtigte. Den Hochkommissar könnte man allenfalls mit dem Hinweis auf den einstigen Hochmeister des Deutschritterordens rechtfertigen, nicht aber den Hohen Kommissar, der gegenwärtig auch in unsern Zeitungen sein Unwesen treibt: «hoch» als Beiwort von Behörden ist eine Ehrung: die hohe Regierung, der hohe Bundesrat; so wäre auch eine hohe Kommission nicht das Gleiche wie eine Haute Commission oder High Commission; dies ist vielmehr eine Oberkommission¹⁴ oder ein Oberausschuß. La Haute Autorité ist die Oberbehörde, nicht die hohe Autorität; aber ein Einzelner oder eine Körperschaft kann hohe Autorität, hohes Ansehen haben.

5. Die Ruhr, die Saar. «Die Franzosen marschieren in die Ruhr», «Minister X weilte in der Saar», «in der Saar fand eine Kundgebung statt»: das ist französisch gedacht. Da es eine Anzahl von französischen Departementen gibt, deren Name mit dem eines Flusses zusammenfällt, z. B. Ain, Aisne, Allier, Marne, Oise, Seine, so hat man schon am Ende des ersten Weltkriegs aus dem Saargebiet eine Saar, aus dem Ruhrgebiet eine Ruhr gemacht. Man wende nicht ein, unser «Tessin» sei auch zugleich ein Fluß und ein Kanton; das stimmt nur für das französische le Tessin und das italienische il Ticino. Aber das deutsche Sprachgefühl hat sich dagegen gesträubt und scheidet: der Fluß ist *der* Tessin, der Kanton *das* Tessin, gewissermaßen das Tessin-

gebiet, und die deutschsprachigen Kantone, die ihren Namen vom Fluß haben, setzen «-gau» daran: der Aargau und der Thurgau. Die sprachliche Unsicherheit zwischen Saar und Saar-gebiet spiegelt so den politischen Kampf um dieses Land wider. Auch der heutige Name des Landes Nordrhein-Westfalen ist französisch gedacht: die preußische Provinz am Unterrhein hieß Rheinland oder Rheinprovinz, nicht Nordrhein oder Niederrhein.

Es gibt aber sogar Beispiele eines *grammatischen* Fremdeinflusses auf das heutige Deutsch. Wer mit deutschem Sprachgefühl und ohne Kenntnis der chinesischen Geschichte von den «großen Malern der Ming- und Tsing-Dynastien» liest, der sagt sich erstaunt: es hat also offenbar in China mehrere Mingdynastien und mehrere Tsingdynastien gegeben. Wenn er aber von einem liest, der «Mitglied der gesetzgebenden und exekutiven Räte von Singapore» sei, so wird er sich sagen, daß es doch sicher auch in Singapore nur *eine* Konsultative und *eine* Exekutive geben wird. «Die Schlüssel von Miami werden in den Staats- und Stadtarchiven aufbewahrt werden»: das ist doch wohl nur je ein Archiv. Jeder weiß heute, daß es ein Abkommen von Yalta und eins von Potsdam gibt; aber eine mit einem Engländer verheiratete Schweizerin schreibt: die Yalta- und Potsdamer Abkommen. Und der Schweizer, der von den Albula-, Flüela- und Grimselpässen sprach, wußte doch wohl, daß das drei einzelne Pässe sind; vielleicht wollte er mit einem Sprachfehler Fremdenwerbung treiben? Von den Saas- und Binntälern war kürzlich am Radio zu hören. Von der Sprachgrenze stammt die Übersetzung: «Schiffahrtsgesellschaft der Neuenburger- und Murtenseen». In einem Reuterbericht aus London über den Atlantikpakt stand zu lesen: «die dritten und vierten Artikel» statt «der dritte und vierte Artikel». Wir befinden uns wieder im Bereich des englischen und französischen Einflusses; das Englische sagt:

the third and fourth articles, das Französische : les troisième et quatrième articles.

Damit mag die kleine Auswahl von modernen Fremdeinflüssen im Deutschen geschlossen werden. Es liegt mir daran, nochmals mit allem Nachdruck zu betonen, daß meine Ausführungen zwar auf vielen Einzelbeobachtungen beruhen, aber nicht auf breitesten, systematischen Materialsammlungen, wie sie für eine streng wissenschaftliche Behandlung nötig wären. Wie solche durchzuführen sind, das zeigt in vorbildlicher Weise die Berner Dissertation unseres Kollegen Siegfried Heinimann vom Jahr 1944 über «Wort- und Bedeutungsentlehnung durch die italienische Tagespresse im ersten Weltkrieg»¹⁵; für Arbeiten dieser Art ist noch überreichlich Raum!

Ich habe mich trotz der Unvollkommenheit meines Materials nicht auf die Feststellung von Fremdeinflüssen beschränkt, sondern auch innerdeutsche moderne sprachliche Entwicklungen, Veränderungen, Neuerungen gestreift und daraus Schlüsse zu ziehen versucht. Wir wissen alle, daß unser Jahrhundert nicht nur große politische, militärische, wirtschaftliche und technische Umwälzungen, sondern, teils als ihre Ursache, teils als ihre Folge, geistige, moralische, ideologische, weltanschauliche Umwertungen gebracht hat; einzelne sprachliche Auswirkungen dieses Umbruchs wollte ich hervorheben. Es ging mir nicht entfernt um eine Kulturkritik der Gegenwart, nur um bescheidene Beiträge zur Sprachkritik. Ein bei Laien und zum Teil auch bei Sprachgelehrten besonders beliebtes Sondergebiet der Ausdeutung sprachlicher Tatsachen habe ich seiner ganz besondern Gefährlichkeit wegen gemieden: die Rückschlüsse von grammatischen Tatsachen aus auf die geistige und moralische Qualität ganzer Völker.¹⁶ In solcher Charakteristik von Völkern aus ihrer Sprache heraus entlädt sich gern die politische Antipathie gegen andere Völker, bei uns etwa auch die Neckerei von Kanton zu Kanton

oder das Überlegenheitsgefühl über die Sprachgrenze hinüber; kein Wunder, daß dann sozusagen ausnahmslos die Sprache des andern Teils auf geistige Minderwertigkeit oder auf Bosheit, die eigene auf Genialität oder Ehrlichkeit oder sonst eine prächtige Eigenschaft gedeutet wird. Der französische Sprachforscher Aurélien Sauvageot hat kürzlich diese Methode so charakterisiert¹⁷: « Disons notre inquiétude devant ce genre de philosophie linguistique. De pareilles élucubrations ne mèneront à rien de bon. Il ne suffit pas de pêcher au petit bonheur tel ou tel détail de la structure d'une langue pour en inférer que les sujets qui la parlent présentent telle ou telle particularité mentale. Il faut repérer le sens exact de cette particularité, sa fonction, son rendement et se demander si la même chose n'est pas exprimée ailleurs par des procédés équivalents bien que dissemblables en apparence. Il s'agit, en d'autres termes, de découvrir si la catégorie linguistique est superposable à celle de la pensée.» In der Tat: das Urteil über den Nachbarn ist zuerst da, und dann sucht man es hintendrein mit sprachlichen Argumenten zu rechtfertigen.

Auf der andern Seite ist aber nicht zu leugnen, daß die Sprache, da sie der vollkommenste Ausdruck des menschlichen Denkens ist (vollkommener als die Kunst), weitgehend die Spiegelung des menschlichen Denkens sein muß. Aber eben: die Frage ist, *wie weit* das tatsächlich der Fall ist. Gewiß hat die Sprache den Zweck, das gesamte Denken und Fühlen des Menschen genau widerzuspiegeln; aber sie ist eine menschliche Schöpfung und Leistung und deswegen notwendig unvollkommen; darum ist es Aufgabe einer verantwortungsbewußten Sprachwissenschaft, die Grenzen der sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten zu suchen und sich dabei der eigenen Grenzen stets bewußt zu bleiben, und das um so mehr, je näher der einzelne Forschungsgegenstand der eigenen Gegenwart liegt. Die Unvollkommenheit der Sprache äußert sich ja Tag für Tag in der Tatsache, daß Angehörige der-

selben Sprachgemeinschaft sich immer wieder mißverstehen, und das Erstaunliche ist nicht diese Möglichkeit des Mißverstehens oder Nichtverstehens, sondern die andere Tatsache, daß unter Menschen überhaupt in so hohem Maße ein Sichverstehen möglich ist.

Damit rühren wir an eines der allerwichtigsten Probleme des menschlichen Lebens, das grundlegende und ewige Problem des Verhältnisses des Einzelnen zur Gemeinschaft. Die besondere Gestaltung der menschlichen Gemeinschaftsformen im Unterschied von den tierischen ist entscheidend bedingt durch die Besonderheit der menschlichen Sprache als eines Werkzeugs der Mitteilung und der geistigen Verständigung. Aber die Sprache teilt mit allen andern Werkzeugen des Menschen die Eigenschaft, daß sie mißbraucht werden kann: die ganze Stufenleiter von der Einzellüge oder Einzelbeschimpfung bis zur hochoffiziellen Lügenpropaganda gegen ganze Völker entspricht der Entwicklung von den primitivsten Waffen bis zur Atombombe. Sind wir uns bewußt, daß jeder von uns, ganz besonders aber der Student und der Akademiker, mitträgt an der ungeheuren Verantwortung zur Pflege einer Gesinnung, die solchen Mißbrauch nicht nur der Technik, sondern auch der Sprache verhindert — der Sprache, die doch das höchste Gut der menschlichen Kultur ist?

Anmerkungen

¹ S. Theologische Zeitschrift 7 (1951), 218

² Siehe ebenda

³ Beiträge zu einer Kritik der Sprache, Band II, 2. Aufl., 1912: Zur Sprachwissenschaft, Kap. I, S. 1; vgl. auch A. Debrunner, Sprachwissenschaft und Sprachrichtigkeit (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum . . ., Band 50, 1922), S. 202 f.

- ⁴ Actes du sixième congrès international des linguistes (Paris (1949), Seite LXIV)
- ⁵ Siehe besonders die zahlreichen Arbeiten von Leo Weisgerber, z. B. Muttersprache und Geistesbildung (Göttingen 1929), Vom Weltbild der deutschen Sprache (Düsseldorf 1950)
- ⁶ Vgl. W. von Wartburg, Das Ineinandergreifen von deskriptiver und historischer Sprachwissenschaft (Berichte der Sächsischen Akademie, phil.-hist. Klasse, Band 85, 1931, Heft 1)
- ⁷ Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil.-hist. Klasse, Band 204 (1925), Heft 2, S. 7
- ⁸ A. Schirmer in Trübner's Deutschem Wörterbuch, Band I (Berlin 1939), S. 77 f.
- ⁹ Schweizerisches Idiotikon, Band I (1881), Spalte 75 und 738
- ¹⁰ G. Gremminger, « Muttersprache », 1951, S. 173
- ¹¹ Vgl. Debrunner, a. a. O., S. 213 f., und « Sprachspiegel », Band 2 (1946), S. 105 f.
- ¹² J. Weinbender, Sowjetrussisch (Osteuropa, Band 8, 1932/33, S. 127—139); V. Klemperer, Lingua Tertii Imperii, Notizbuch eines Philologen, Berlin 1947 (« zunehmende Technisierung und Versportung der Gegenwärtssprache » A. Schirmer, « Muttersprache », 1949, 174)
- ¹³ Von mehreren Seiten werde ich nachträglich darauf aufmerksam gemacht, daß Ausdrücke wie « überblenden » in der Sprache des Kinowesens üblich sind und daß dieses « Überblenden » mit der Verengerung und Wiedererweiterung der *Blende* des photographischen Objektivs bei der Überführung von einer Filmszene in eine andere zusammenhänge. Ob meine Auffassung etwa daneben auch zur Erklärung mit herangezogen werden muß, bedürfte einer Nachforschung in Kreisen der Filmindustrie.
- ¹⁴ Nach einer Zeitungsnotiz wurde 1949 das « Allied Military Office » in « Alliierte Oberkommission in Deutschland, Büro für Reisepässe » umgetauft.
- ¹⁵ Romanica Helvetica, vol. 25, Genf und Erlenbach-Zürich 1946
- ¹⁶ Vgl. A. Debrunner, Deutsche Literaturzeitung, 1920, Sp. 377 ff.
- ¹⁷ Bulletin de la Société de linguistique de Paris 46 (1950), compte rendu, S. 19

Bericht über das Studienjahr 1950/51

(15. Oktober 1950 bis 14. Oktober 1951)

erstattet vom abtretenden Rektor Prof. Dr. J. Kl a e s i

Ich komme zur Erledigung meiner letzten Rektorpflicht, zur Erstattung des Jahresberichtes :

Würdigung und Einprägung der Geschehnisse und Vollbringen, die im abgelaufenen Jahr uns geworden und Erscheinen und Wirken der Universität mitgestaltet und in der größeren Öffentlichkeit sichtbar gemacht haben;

Beweis und Verdankung des unablässigen Aufwandes seitens des Staates Bern und seiner höchsten Behörden zur schritthalten- den Anpassung der Universität an ihre wachsenden Aufgaben und Bedürfnisse durch Bauten und neuernde Verordnungen aller Art;

Bericht über unsere eigenen Beiträge und Anlässe und die unserer Studentenschaft zur Sammlung und zur Förderung des Universitätsgedankens;

Bekanntnis und Aufruf endlich zu der den Universitäten, wie wir sie verstehen, erst noch wartenden, aber vielleicht schon in einer allernächsten Zukunft eignenden Pflicht, Zuflucht und Halt zu sein den Gemeinwesen und Gemeinschaften in den mit Sprengung und Zerfall aller herkömmlichen Bindungen und Gefüge drohenden Erschütterungen und Erniedrigungen.

I. Der Lehrkörper und seine Tätigkeit

a) Bestand

Wir beklagen den Tod von fünf Professoren im Ruhestand und dreier Dozenten, die aus ihrer Tätigkeit gerissen wurden, nämlich von :

Ernst Blumenstein (21. Juli 1951), alt Rektor der Universität (1929/1930), Ordinarius für Verwaltungsrecht, Steuerrecht, Schuldbetreibungs- und Konkursrecht und Notariatsrecht, seit 1947 im Ruhestand,

Ernst Delaquis (1. September 1951), Ordinarius für Strafrecht und Strafprozeß, seit 1949 im Ruhestand,

Heinrich Hoffmann (12. Oktober 1951), alt Rektor (1922/1923), Ordinarius für allgemeine Kirchengeschichte, seit 1944 im Ruhestand,

Conrad von Mandach (23. Mai 1951), Honorar-Professor für Kunstgeschichte, seit 1940 im Ruhestand,

Anna Tumarkin (7. August 1951), Professor für Philosophie, seit 1943 im Ruhestand,

Stefan Leitner (14. September 1951), Privatdozent für innere Medizin mit besonderer Berücksichtigung der Tuberkulose,

Richard Matzig (27. April 1951), Privatdozent für neuere deutsche Literatur mit besonderer Berücksichtigung der vergleichenden Literaturwissenschaft,

Georges Mottier (11. September 1951), Lehrbeauftragter für Philosophie in französischer Sprache.

Von den Ehrendoktoren sind gestorben :

Hans Morgenthaler, Lehrer an der Übungsschule des Oberseminars, Bern,

Hans Hunziker, alt General-Postdirektor, Bern,
Albert Wander, Seniorchef der Firma Wander AG, Bern.

Was des Geistes war, bleibt.
Über dem Grab und Gebein
Walten und wirken weitwärts
Allen Tuns
Gedanke, Vollendung, Gesinnung.

Wegen Erreichung der Altersgrenze sind von ihren Ämtern zurückgetreten die Professoren Theo G u h l, Ordinarius für schweizerisches Privatrecht und Rechtsgeschichte, Hermann R e n n e f a h r t, Extraordinarius für bernische Rechtsgeschichte.

Wir wünschen, der Abschied von der Universität sei nur ein Standortwechsel im Suchen und Finden und der Rückblick auf Lehrtätigkeit und Verdienste gleich der Aussicht von bezwungener Bergeskuppe hinunter ins Vaterland.

Infolge *Berufung* an die Universität Zürich hat uns verlassen: Hansjörg B l o e s c h, Extraordinarius für klassische Archäologie.

Durch Neuwahl ist in unseren Lehrkörper eingetreten: Hans D ü r r, Extraordinarius für Homiletik, Liturgik, Kasualien und Missionskunde.

Mit der Weiterführung des Amtes über die Altersgrenze hinaus wurden beauftragt die Professoren Albert S c h ä d e l i n (bis 31. März 1951), Heinrich G r e i n a c h e r (für das Wintersemester 1951/1952) und Karl W e b e r (bis zur Wahl eines Nachfolgers). Anton F o n i o wurde ermächtigt, im Wintersemester 1951/1952 eine einstündige Vorlesung über neuere Forschungen in Physiologie und Pathologie der Blutgerinnung und Thrombose zu halten.

Zu Ordinarien ihres Faches wurden befördert: Albert Emil R ü t h y (christkatholisch-theologische Fakultät), Hans M e r z

und Werner Eduard von Steiger (juristische Fakultät) und Paul Zinsli (philosophisch-historische Fakultät),

zu *Extraordinarien*: Gottfried Roos, Edwin Schwein-gruber (juristische Fakultät), Walter Gubler, Rudolf Jeanneret, Adolf Ott, Jakob Schindler und Albert Gerber (medizinische Fakultät, zahnärztliches Institut).

Der Lehrauftrag wurde abgeändert für Prof. Werner Kasser (ev.-theol.) und *erweitert* für Prof. Max Saegesser (med.).

Lehraufträge erhielten: PD Dr. Hans Marti für vergleichendes Staatsrecht und einzelne Gebiete des schweizerischen Staatsrechts, PD Dr. Rudolf Gmür für bernische Rechtsgeschichte, Dr. Hans Zbinden für Kultursoziologie und Kulturkritik, PD Dr. Siegfried Rosin für Vererbungslehre und spezielle Kapitel aus der Biologie und Morphologie der Tiere, Dr. Georges Mottier für Philosophie in französischer Sprache und Prof. Dr. Rudolf Stamm für neuere englische und amerikanische Literatur.

Wir heißen die Beförderten im Senat herzlich willkommen und wünschen, ihr Ziel sei ihnen Erfüllung und daß sie an ihren Schülern stets die Studenten finden mögen, welchen die gebotenen Tatsachen zu anfechtenden Fragen werden und Gedächtnisschatz zur Nahrung der Phantasie.

Die Venia docendi erwarben:

an der juristischen Fakultät: Ernst Käzig für Steuerpolitik, Hans Schulz für Strafrecht und Strafprozeßrecht, Rudolf Gmür für Rechtsgeschichte und Privatrecht;

an der medizinischen Fakultät: Ernst Strehler für innere Medizin, François Reubi für innere Medizin;

an der veterinär-medizinischen Fakultät: Rudolf Fankhauser für Neuropathologie der Haustiere;

an der philosophisch-historischen Fakultät :

Pierre Olivier W a l z e r für « L'histoire de la littérature française moderne, spécialement celle du XX^e siècle », Hans R y f f e l für Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Rechts- und Staatsphilosophie;

an der philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät: Heinrich H i n t e r b e r g e r für Experimentalphysik, insbesondere Ionen- und Elektronenlehre, Rudolf K u r t h für Astronomie, insbesondere Stellarstatistik, Max W e l t e n für Pflanzengeographie und Systematik der Pollenanalyse und Oekologie.

Im *Wintersemester 1950/1951* wirkten an der Universität 238 Dozenten, wovon 65 ordentliche Professoren, 59 außerordentliche, 7 Honorarprofessoren, 1 Gastprofessor, 6 Dozenten am zahnärztlichen Institut, 71 Privatdozenten, 26 Lektoren und Lehrer (3 mit Lehrauftrag);

im *Sommersemester* 240 Dozenten, wovon 68 ordentliche Professoren, 58 außerordentliche, 7 Honorarprofessoren, 1 Gastprofessor, 6 Dozenten am zahnärztlichen Institut, 72 Privatdozenten, 23 Lektoren und Lehrer (5 mit Lehrauftrag).

b) Lehr- und Vortragstätigkeit

Im *Wintersemester* wurden 658 Vorlesungen und Übungen abgehalten, wovon 74 an der Lehramtsschule,

im *Sommersemester* 675 Vorlesungen und Übungen, darunter 68 an der Lehramtsschule.

Gastvorlesungen hörten wir von Prof. Walter H o f f m a n n, Münster, Prof. Karl P r e i s e n d a n z, Heidelberg (Griechische magische Papyri), Prof. William S e s t o n, Paris (Culte impérial et réforme électorale dans l'œuvre constitutionnelle d'Auguste), Prof. James B o y d, Oxford (Goethe und Shakespeare), Prof. Emil P a n a i t e s c u, Rom (L'Art et l'histoire sur la

colonne de Trajane, mit Lichtbildern), Prof. Theodor Eschenburg, Tübingen (Der Übergang vom Kaiserreich zur Republik in Deutschland 1918/1919), Prof. Pattison, London (Essential problems in modern language teaching), Prof. Georges Leroy, Dijon (La philosophie religieuse de Bergson), Prof. Karl Menger, Illinois (Über Kurvenlängen), Prof. Helmut Kneser, Tübingen (Reihenentwicklungen in schwach singulären Stellen linearer Differentialgleichungen), Prof. Bernhard Pfister, München (Zur Frage des Mitbestimmungsrechts der Arbeiter im Betrieb), Prof. Johann Klein, Marburg (Ernst Jüngers Wandlung).

Ihre öffentliche *Antrittsvorlesung* hielten: Prof. Jakob Robert Schmid (Zur Problematik der weiblichen Erziehung), Prof. Hermann Gauß (Was darf man von der Philosophie erwarten?), Prof. Josef Déer (Ein Doppelbildnis Karls des Großen), Prof. Hans-Georg Bändi (Die vorgeschichtlichen Felsbilder der spanischen Levante und die Frage ihrer Datierung), Prof. Franz Escher (Die primäre Tuberkulose der oberen Luftwege), Prof. Arnold Geering (Probleme der mündlichen Überlieferung und der Improvisation der mehrstimmigen Musik des Mittelalters), PD Johannes Hubschmid (Alpenwörter romanischen und vorromanischen Ursprungs).

Unter Leitung Alexander Beck's und mit Beteiligung der Professoren Andreas Alfvöldi, Alfred Amonn, Hans Fehr, Hermann Gauß, Kurt Guggisberg, Hans Huber, Hans Reinhard Meyer, Alfred de Quervain, Hugo Sieber und Eduard Otto von Waldkirch fand im Wintersemester eine *kulturhistorische Vorlesung* statt, die reichen Widerhall erntete, und ebenso die öffentlichen *Akademischen Vorträge* der Professoren Werner Kasser, Walter Henzen, Albert Schüpbach, Hermann Gauß, Jakob Wyrsch, Gottfried Roos und PD Walter Wegmüller. Auch im vergangenen Jahr stellten sich zahlreiche Mitglieder unseres Lehrkörpers dem

Bernischen Hochschulverein zu Vorträgen auf dem Lande zur Verfügung und bestritten die Kurse der *Volkshochschule*. Wir freuen uns der immer häufiger werdenden Gelegenheiten, das Schaffens- und Wissensgut der Universität in immer größere Kreise unseres Volkes hinauszutragen, diese damit auch für die Universität und ihre Anliegen zu interessieren, sie mit ihr zu verbinden und zu ihren Verfechtern zu machen.

Besondern Dank statten wir auch an dieser Stelle Prof. Josef Dettling ab für seinen anlässlich der Berner Verkehrserziehungswoche auf regierungsrätlichen Wunsch abgehaltenen Aula-Vortrag mit Projektionen über die Gefährdung im modernen Straßenverkehr. Es ist dringend zu wünschen, daß Wert und Wichtigkeit einer Belehrung von so autoritativer Seite und in so sehr zum Aufsehen mahnender, Abhilfe heischender nationaler Sache in Zukunft noch viel mehr gewürdigt wird.

An auswärtigen Universitäten und in wissenschaftlichen Vereinigungen und Akademien lasen und trugen vor: Andreas A l f ö l d i an den Universitäten München, Erlangen, Würzburg, Freiburg i. Br., Tübingen, Mainz und Bonn, Anton F o n i o in der Società napoletana di Medicina in Neapel, Hans G o l d m a n n an den Universitäten Uppsala, Stockholm, Lund und Göteborg, Hans H u b e r an der Universität Köln, Werner N o w a c k i am zweiten internationalen Kongreß für Kristallographie in Stockholm, Werner S t e c k an der Session des Internationalen Tierseuchenamtes in Paris, Walter W i l i an den Universitäten Köln und Bonn, P D Ernst B a u m a n n in der Deutschen Gesellschaft für Unfall-Heilkunde, Versicherungs- und Versorgungsmedizin, P D Ernst G r ü n t h a l an der Freien Universität Berlin und P D Ernst S t r e h l e r in verschiedenen Universitäten und Akademien Süd- und Zentralamerikas. P D Walter S t a u b verzeichnete die Führung ausl. Geologen und Morphologen der Universität Bonn an einer Exkursion von Flüelen bis Chiasso.

c) Prüfungen und Promotionen

Die berufliche Abschlußprüfung haben bestanden als :

	<u>Studierende</u>
Pfarrer (evang. theol.)	12
Pfarrhelferinnen	3
Pfarrer (christkatholische)	3
Fürsprecher	21
Notare	8
Handelslehrer	5
Ärzte	49
Zahnärzte	13
Tierärzte	17
Apotheker	16
Gymnasiallehrer	14
Sekundarlehrer	37
<i>insgesamt</i>	<u>198</u>

Doktorpromotionen fanden statt :

	<u>Studierende</u>
In der juristischen Fakultät	
Dr. jur.	41
Dr. rer. pol.	53
In der medizinischen Fakultät	
Dr. med.	47
Dr. med. dent.	6
Dr. pharm.	2
In der vet.-med. Fakultät	6
In der phil.-hist. Fakultät	15
In der phil.-nat. Fakultät	9
<i>insgesamt</i>	<u>179</u>

Die Lizentiatenprüfungen haben bestanden :

In der juristischen Fakultät	Studierende
Lic. jur.	14
Lic. rer. pol.	53
In der phil.-nat. Fakultät	1
<i>insgesamt</i>	<u>68</u>

Anlässlich der 50. Wiederkehr ihres Promotionstages wurden die *Diplome* folgender ehemaliger Berner Doktoranden *erneuert*: Richard Z o l l i k o f e r, med. (gewesener Chefarzt am Kantonsspital St. Gallen), Adolf J ö h r, phil.-hist., Zürich (Präsident des Verwaltungsrates der Schweizerischen Kreditanstalt), Karl J a b e r g, phil.-hist., Bern (alt Rektor der Universität Bern und Ordinarius für romanische Philologie, italienische Sprache und Literatur, seit 1945 im Ruhestand), Arnold B o h r e n, phil.-nat., Thun (Honorarprofessor an der Universität Bern für Wahrscheinlichkeitsrechnung und Versicherungslehre), Hugo W o l f, phil.-nat., Waltershausen (Deutschland), Ernst D i l l e r, phil.-nat., Ostsachsen (ehrenamtlicher Chemiker in Bautzen), Karl T h e i l e r, phil.-nat., Zürich (beratender Chemiker).

d) Ehrungen

Die Universität Bern ernannte am Dies Academicus (18. November 1950) zum Dr. jur. h. c. Oberrichter Pierre C e p p i in Bern, zum Dr. med. h. c. Hans C h r i s t o f f e l, Nervenarzt in Basel, und am Gründungsjubiläum zum 50jährigen Bestehen der veterinär-medizinischen Fakultät zu Ehrendoktoren der Veterinärmedizin Prof. Dr. M. C. B r e s s o u von Montauban (Tarn et Garonne), Direktor der Ecole Nationale vétérinaire d'Alfort, Prof. Josef F o r t n e r von Kreuth, Abteilungsleiter im Robert-

Koch-Institut in Berlin-Dahlem, und Alex. v. Muralt, Professor der Physiologie in Bern.

Die *Hallermedaille* wurde Privatdozent Dr. med. vet. Werner Messerli, praktizierendem Tierarzt in Schwarzenburg, verliehen.

Mit der *Ehrengabe des Staates* und dem Dank der Erziehungsdirektion und der Universität für 25 Jahre erfolgreiche Tätigkeit wurden bedacht die Professoren Léon Kern, Otto Funke, Werner Steck und Jakob Schindler.

Mit besonderer Freude stellen wir fest, daß wiederum eine große Anzahl Angehöriger unseres Lehrkörpers von auswärtigen Universitäten und wissenschaftlichen Instituten ausgezeichnet und zur Mitarbeit herangezogen wurden. Prof. William Henri Schöpfer wurde von den Universitäten Lyon (naturwissenschaftliche Fakultät) und Nancy (pharmazeutische Fakultät) zum *Ehrendoktor* ernannt, die Professoren Theo Guhl und Peter Tuor zu *Ehrendoktoren* der juristischen Fakultät der Universität Genf und PD Dr. Egon Wildolz zum *Professor* der Urologie h. c. der medizinischen Fakultät Madrid.

Die *Ehrenmitgliedschaft* wurde verliehen den Professoren Hans Goldmann von der griechischen Ärztesgesellschaft, Erich Hintzsche vom Instituto Brasileiro de Historia da Medicina, Gottlieb Flückiger von der Società italiana delle Scienze veterinarie, Arnold Geering von der Vereeniging voor Nederlandse Musiekgeschiedenis, Joos Cadisch von der Geologists Association London und Frau PD Franziska Baumgarten-Tramer von der Association internationale de Psychotechnique.

Prof. André Mercier wurde von der Schweizerischen Philosophischen Gesellschaft zu ihrem Zentralpräsidenten gewählt, Prof. Werner Nowacki von der Mineralogical Society of Ame-

rica zu ihrem Fellow ernannt. Zu korrespondierenden Mitgliedern wurden ernannt die Professoren Eduard Glanzmann von der Sociedad Cubana de Pediatria, Toni Gordonoff von der Gesellschaft der Ärzte in Wien, Gottlieb Flückiger von der Académie des Sciences de France, Fritz Erich Lehmann von der Academia delle Scienze dell' Istituto di Bologna, Walther Rytz von der Svenska Växtgeografiska Sällskapet (schwedische pflanzengeographische Gesellschaft), Otto Högl von der Gesellschaft Deutscher Chemiker (Fachgruppe Lebensmittelchemie), Walter Wili und Dr. Hans Zbinden von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

Allen Erkorenen entbieten wir nochmals die Glückwünsche der Universität und unsere eigenen.

Mit herzlicher Genugtuung hebe ich hervor, daß unserem Lektor für Latein, Konrad Müller, Gymnasiallehrer in Biel, im internationalen, vom «Istituto di Studi Romani», dem italienischen Unterrichtsministerium und der Stadt Rom veranstalteten Wettbewerb für das beste lateinische Prosastück der erste Preis zuerkannt wurde. Am Wettbewerb, der als «Prosae Orationis Latinae Certamen Capitolinum» ausgeschrieben war, hatten 59 Gelehrte aus den verschiedensten Ländern, vor allem aus Italien, teilgenommen. Eine so angelegene Aufgabe des Rektors es ist, derartige Auszeichnungen vor versammelten Magistern, vor Behörden und interessierter Öffentlichkeit ins Licht zu stellen, einen so großen Schlag bedeutet es für die Förderungsaufgabe auf wachsamem Posten, wenn eine hohe wissenschaftliche Auszeichnung nur mehr anmutet wie ein Kranz auf den Sarg, weil Preiskrönung und Tod aufeinander folgten, Ich denke an Dr. Georges Mottier, der für seinen glänzenden Essay «Déterminisme et Liberté» von der Universität Genf mit dem ersten Preis bedacht wurde.

e) *Akademische Feiern und Außenbeziehungen
der Universität*

Das 116. Stiftungsfest (*Dies Academicus*) fand am 18. November 1950 statt. Der abtretende Rektor, Prof. A m o n n, verlas den Jahresbericht, und der neue hielt die Rektoratsrede über das Thema «Der unheilbare Kranke und seine Behandlung». Gemäß einer Abmachung mit dem Direktor des Konservatoriums, Alphonse Brun, und dem Präsidenten der Musikgesellschaft, Direktor Dr. Kaufmann, daß Universität und Konservatorium mehr zusammenarbeiten und gemeinsame Anlässe veranstalten sollten, zog der Rektor zur Mitwirkung am Festakt erstmals das Konservatoriumsorchester bei, welches sich dann aber aus zeitlichen Gründen durch das Kammerensemble Theo Hug vertreten lassen mußte. Dieses bestritt zusammen mit den Singstudenten den musikalischen Teil des Anlasses in so stimmungsvoller Weise, daß man inskünftig die Mitwirkung eines Orchesters beibehalten will. Über Ehrenpromotionen und Verleihung der Haller-Medaille wurde schon berichtet.

Am 9. Juni 1951 beging die *veterinär-medizinische Fakultät die Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens*, zu der die hohe Regierung des Kantons Bern, Großrats-, Gemeinderats- und Bürger-ratspräsident, sämtliche Professoren und Dozenten unserer Hochschule, Abordnungen in- und ausländischer veterinär-medizinischer Hochschulen, Akademien und Fakultäten wie auch zahlreiche Vertreter kantonaler und außerkantonalen landwirtschaftlicher und tierzüchterischer Vereine und Genossenschaften eingeladen waren. Am Festakt in der Aula, welchen eine Begrüßung durch den Rektor einleitete, hielten Herr Erziehungsdirektor Regierungsrat Dr. Markus F e l d m a n n, Prof. Werner S t e c k als Senior der Fakultät und Prof. Georg S c h m i d als Dekan Vorträge, die in einem kleinen Erinnerungsbändchen

gesammelt und versandt wurden. Den musikalischen Teil bot unter Führung von Konzertmeister Walter K ä g i das Orchester des Konservatoriums Bern mit voller Künstlerschaft. Auswärtige Delegationen, die in ihren Talaren erschienen waren, lasen Begrüßungs- und Glückwunschadressen; unser Senatsauschuß hatte ebenfalls Talar angelegt. Sämtliche Zeitungen des Kantons ohne Ausnahme hoben hervor, daß die seltene Feier einen würde- und weihevollen Eindruck hinterlassen habe. — Zum Bankett traf man sich im Hotel Bellevue, wo außer den Vertretern des Kantons und der Stadt Bern besonders die ausländischen Delegationen zu Worte kamen. Herr Regierungspräsident Dr. Virgile M o i n e meldete eine Spende der hohen Regierung von 5000 Franken aus dem Ratskredit zugunsten des Guillebeau-Fonds und Prof. Hans H a u s e r eine mit dem Präsidenten des Vereins bernischer Tierärzte Hermann G e r b e r durchgeführte Sammlung unter Freunden und Gönnern der veterinär-medizinischen Fakultät, die jetzt auf Fr. 80 000.— angewachsen ist; begreiflich, daß die Wellen der Begeisterung hoch gingen.

Auf den 1. März 1951 hatte die Studentenschaft der juristischen Fakultät zu Ehren von alt Rektor Prof. Dr. Theo G u h l in die Aula zu einer Abschiedsfeier eingeladen, welche der Bedeutung des hervorragenden Gelehrten, Lehrers und Forschers, dem Ansehen, das er der Universität miterworben und der unbegrenzten Hochachtung und Liebe seiner Schüler und Kommilitonen voll- auf angemessen war. Ansprachen hielten der Dekan, Prof. Fritz M a r b a c h , Prof. Peter L i v e r und — als Sprecher der Studenten — Dr. jur. T a n n e r. Die Vorträge waren umrahmt von Liedern der Berner Singstudenten. Prof. Theo G u h l dankte bewegt und, wie gewohnt, humorvoll überlegen zugleich mit einer tiefgreifenden Erwiderung. Wir danken ihm, der eine Zierde der Universität war, auch an dieser Stelle.

Der traditionelle *Familienabend* vom 17. Februar 1951 vereinigte zahlreiche Dozenten und ihre Damen zu einem Bankett mit anschließender Tanzunterhaltung im Hotel Schweizerhof.

Die Universitäten Lausanne, Basel und die Handelshochschule St. Gallen hatten den Rektor, der turnusgemäß den Vorsitz der Schweizerischen Rektorenkonferenz innehatte, zu ihren Stiftungsfeiern eingeladen. Leider konnte er zeithalber nur der Einladung Basels folgen. Im Auftrage des Akademischen Senates nahm er im Juni an der Fünfhundertjahrfeier der Gründung der Universität Glasgow teil, wo er, akademischem Brauch gemäß, eine Glückwunschadresse überreichte. Zahlreiche ähnliche Einladungen ausländischer Universitäten mußten abschlägig beantwortet werden. An der Vierhundertjahrfeier der Universität Lima beteiligte sich der Rektor mit einer längeren feierlichen Begrüßungsansprache in einer Rundfunksendung, welche von der hiesigen peruanischen Gesandtschaft veranstaltet worden war. Er nahm auf Einladung auch an der Eröffnung verschiedener Kunstausstellungen, an der Einweihung des neuen Radiogebäudes der Schweizerischen Rundspruchgesellschaft, am Jubiläum zum fünfzigjährigen Bestehen der Schweizerischen landwirtschaftlichen Versuchsanstalt Bern-Liebefeld, an einem Empfang in der Martin-Bodmer-Bibliothek in Genf und an festlichen Anlässen in unserer Stadt teil, auch an vielen Gesandtschaftsempfängen.

Zahlreich waren die *Vertretungen unserer Universität* an auswärtigen wissenschaftlichen Kongressen. Es nahmen teil: Prof. Pierre Kohler an der Sechzigjahrfeier der «Section de Philologie romande de l'Université de Liège», Dekan Prof. Georg Schmid an der 160-Jahrfeier der tierärztlichen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München, Prof. Walter Weber an der Studentagung der Europäischen Vereinigung für Tierzucht in Genf, Prof. André Mercier an der Internationalen

Konferenz der Universitäten in Nizza, Prof. Pierre K o h l e r am «Cinquième Congrès international des Langues et Littératures modernes» in Florenz, Prof. Wilhelm S t e i n an der Tagung des Verbandes deutscher Kunsthistoriker in Berlin, Prof. Arnold G e e r i n g an der Expertenkonferenz für die Vereinheitlichung der «Notation volks- und völkerkundlicher Musik» in Paris, Prof. Richard M e i l i am XIII. Internationalen Kongreß für Psychologie in Stockholm, Prof. Paul Z i n s l i am «International Congress of European and Western Ethnology» in Stockholm; Prof. Rudolf S i g n e r besuchte als Spezial-Stipendiat der Rockefeller-Foundation die führenden Laboratorien der hochmolekularen organischen Chemie der Vereinigten Staaten; PD Fritz S t r a u ß machte eine einjährige Studienreise nach den USA.

Die *Schweizerische Hochschulrektoren-Konferenz*, die im November 1950 in Bern und im Frühjahr 1951 in Neuenburg tagte, beschäftigte sich unter anderem mit der Frage der Gründung eines schweizerischen Stipendien- und Darlehensfonds, der Anerkennung der Licence als eines akademischen Grades, der Einführung besonderer Examen für amerikanische Studenten, den Beziehungen unserer Hochschulen zu Großbritannien, dem Angebot des British Council betreffend den Austausch von Gastprofessoren, dem Angebot deutscher Austauschstipendien, dem Beitritt der schweizerischen Universitäten zur «Association internationale des Universités», der Anerkennung osteuropäischer Maturitätsausweise und der Übereinkunft der Krankenkassen für Studenten. Die ausführlichen Protokolle liegen bei unseren Akten.

Am 21. Dezember 1950 haben die Präsidenten der «Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft», der «Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften», der «Schweizerischen Gesellschaft für Geisteswissenschaften», des «Schweize-

rischen Juristenvereins», der «Schweizerischen Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft» und des «Schweizerischen Schulrates» sowie die Mitglieder der Rektorenkonferenz dem Bundesrat, vertreten durch die Herren Bundespräsident Petitpierre und die Bundesräte Etter und Rubattel, eine gemeinsam unterzeichnete Eingabe betreffend die Schaffung eines Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung überreicht.

Mit Dankbarkeit verfolgen wir die Tätigkeit des *Bernischen Hochschulvereins* und bedauern aufs tiefste, daß immer noch so viele Professoren und namentlich Privatdozenten ihm nicht als Mitglieder angehören, obschon wir doch in erster Linie Nutznießer der Arbeit und der Hilfeleistungen des Hochschulvereins sind. Es sind Unternehmungen im Gange, um die unverantwortliche Lücke auszufüllen und die Werbung auch auf die ehemaligen Studenten der Universität zu Stadt und Land auszudehnen.

Dankbar nahmen Rektor und Senat auch im abgelaufenen Berichtsjahr die Anregungen und Vermittlungen des *Hochschuldozenten-Vereins* entgegen, der sich erfolgreich des Ausbaues einer den veränderten Zeitverhältnissen angepaßten Gehaltsordnung der Ordinarien angenommen hat.

f) Zuwendungen

Die *Stiftung zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung* an der Universität Bern hat der

medizinischen Fakultät	Fr. 9 040.—
vet.-med. Fakultät	» 3 000.—
phil.-hist. Fakultät	» 16 175.—
phil.-nat. Fakultät	» 13 250.—
Stadt- und Hochschulbibliothek	» 2 500.—

zusammen Fr. 43 965.— zugesprochen,

die *Rockefeller Foundation* dem Botanischen Institut Fr. 10 000.—, dem Theodor-Kocher, Institut 2500.—, die *Arbeitsgemeinschaft Pro Helvetia* Prof. Hans Georg B and i 3000.— und PD Kurt v. F is c h e r 1000.—; das *Eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement* aus den Arbeitsbeschaffungskrediten des Bundes Prof. Walter Feitknecht 134 260.—, Prof. Eduard G l a n z m a n n 8000.—, Prof. Fritz Erich L e h m a n n 10 000.—, Prof. Walter W i l b r a n d t 10 000.—, Prof. Erich H i n t z s c h e 20 000.—, Prof. Paul C a s p a r i s 30 000.—; die *Schweizerische Studienkommission für Atomenergie* Prof. Walter Feitknecht 5000.—. Prof. Heinrich H u t t e n l o c h e r erhielt vom Berner Prospektor *Max Weber*, gestorben in Driefontein (Südafrika), eine Sammlung von 3000 mikroskopischen Gesteinspräparaten im Werte von Fr. 6000.—, Prof. M a x S c h ü r e r von den *Bernischen Kraftwerken*, dem *Burgerrat der Stadt Bern*, der *Carba AG*, den *General Motors Suisse S. A.*, von den Firmen *W. Haag-Streit*, *Gebr. Loeb AG*, *E. Losinger*, *Dr. A. Wander* und *A. & R. Wiedemar* insgesamt Fr. 14 200.—, Prof. Hans Robert H a h n l o s e r von der *CIBA* und *L. Bührle* in Zürich zusammen Fr. 1050.—, PD Dr. Kurt v. F is c h e r von Herrn *Hermann Rumpf*, Bern, Fr. 106.—, PD Dr. Fritz S t r a u ß von Ungenannt Fr. 2000.—, PD Dr. Moritz T r a m e r von der *Regierung des Kantons Solothurn* einen namhaften Betrag zur Eröffnung eines Forschungs- und Informationsinstitutes in Bern. Die Verwaltungskommission für den Theodor-Kocher-Preis stellte auf Antrag der evangelisch-theologischen und der christkatholisch-theologischen Fakultät einen Betrag von Fr. 3000.— den Professoren Kurt G u g g i s b e r g, Alfred d e Q u e r v a i n und Ernst G a u g l e r zur Verfügung.

Der *Bernische Hochschulverein* verabfolgte den Professoren Fritz M a r b a c h und Hans-Georg B a n d i Forschungsbeiträge im Gesamtbetrag von rund Fr. 1000.— und sammelte auf Gesuch

der Gesellschaft für Geisteswissenschaften zur Einverleibung in das Stiftungsvermögen des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der Wissenschaften eine Summe von Fr. 12 000.—, welche der Universität zur Verfügung gestellt werden wird.

Wir sprechen sämtlichen Spendern, auch denjenigen zugunsten des Guillebeau-Fonds, unseren abermaligen herzlichsten Dank aus und gedenken mit ebenso großer Erkenntlichkeit der Gründer unserer verschiedenen Stiftungen.

II. Die Studentenschaft

a) Bestand

Mit tiefer Teilnahme am Schmerz der Hinterlassenen verzeichnen wir den Hinschied nachfolgend genannter Kommilitonen: Peter H e r t i g , stud. jur. (19. August), Paul-André J a c o t , cand. med. (20. September), Paul K r i e g , stud. rer. pol. (14. Mai), Hans-Jörg L a i b , stud. rer. pol. (9. November 1950), Martin N i l , phil.-nat. (11. August), Hermann O m o d e i , stud. rer. pol. (4. November 1950), und Max S o l t e r m a n n , stud. jur. (23. Juli).

Wir rätseln, warum Antike den Tod in der Jugend als göttliche Gnade pries. Ihre weltanschaulichen und zeitgeschichtlichen Gründe sind uns nicht genug. Aber es ist so, daß wir jedesmal ein Stück Unbeschwertheit, Arglosigkeit und beglückenden Glaubens an die Menschheit von uns abtrennen und ablegen, wenn wir klüglich begeben und uns abfinden lernen, und daß Preisgabe und Resignation Abstieg von der Sonnennähe bedeuten.

An der Universität waren immatrikuliert :

	Wintersemester 1950/51	Sommersemester 1951
Schweizer	2243 (210 weibliche)	2111 (181 weibliche)
Ausländer	333 (49 weibliche)	311 (35 weibliche)

Dazu kamen :

Auskultanten	247 (152 weibliche)	256 (149 weibliche)
Gesamte Hörerzahl	2823 (411 weibliche)	2678 (365 weibliche)

Die Gesamtzahl der Immatrikulierten und der Auskultanten ist im Wintersemester gegenüber dem Vorjahr um 38 gestiegen, im Sommersemester um 186 gesunken.

Neu immatrikuliert wurden im Wintersemester 1950/1951 446 und im Sommersemester 1951 159 Studenten und Studentinnen. Von den Schweizern stammten

	im Wintersemester 1950/51	im Sommersemester 1951
<i>aus dem Kanton Bern :</i>		
Immatrikulierte	153	78
Auskultanten	109	126
<i>aus anderen Kantonen :</i>		
Immatrikulierte	175	60
Auskultanten	128	120
<i>Ausländer :</i>		
Immatrikulierte	118	21
Auskultanten	10	10
<i>zusammen</i>	<u>693</u>	<u>415</u>

Verteilung nach Fakultäten :

	im Wintersemester 1950/51		im Sommersemester 1951	
	Studenten	Auskultanten	Studenten	Auskultanten
ev.-theologische	13	4	3	4
christkatholische	1	6	—	4
juristische	132	38	49	67
medizinische	164	15	32	12
vet.-medizinische	16	—	6	—
phil.-hist.	71	168	37	146
phil.-nat.	49	16	32	23
	446	247	159	256
<i>zusammen</i>	693		415	

Im *Studentenaustausch* mit Frankreich studierten auf Kosten der französischen Regierung zwei Berner Studenten in Frankreich; zwei französischen Studenten wurden auf Verfügung der Erziehungsdirektion des Kantons Bern für das Sommersemester je ein Stipendium von Fr. 1000.— und Kollegiangeldbefreiung gewährt. In den USA studierten mit amerikanischen Stipendien vier Schweizer, die an unserer Universität abgeschlossen hatten, wogegen in Bern ein amerikanischer Student und eine amerikanische Studentin Unterstützungen von der hohen Regierung genossen.

Wir freuen uns, daß neben den Austausch-Studenten immer noch zahllose junge Leute an fremden Universitäten studieren und sich oft mühsam durchschlagen, nicht der Intensivierung der schlagworthörigen Kultur und der Verbindung von Land zu Land wegen, sondern, wie ehemals, um großer Lehrer willen und auf eigene Verantwortung und in voller Selbständigkeit.

b) Veranstaltungen der Studentenschaft

Am *Dies Academicus* fand im Kornhauskeller der traditionelle *Festkommers* farbentragender Verbindungen statt.

Der am 2. Dezember im Kursaal durchgeführte *Uni-Ball* nahm den gewohnt wohlgelungenen Verlauf und schloß mit einem beachtlichen finanziellen Ertrag ab, der dem Hilfsfonds für notleidende Studenten zugute kommt.

Am 13. Februar feierte der Corporationen-Convent mit dem altem Brauch gemäßen *Fackelzug* das Gedächtnis der im Vorjahr verstorbenen Dozenten und Studenten. Es fiel auf, mit wieviel Sorgfalt und eifriger Teilnahme die Stadtpolizei die Durchgangsstraßen abgesperrt, verdunkelt und durch gänzliche Stilllegung des Tram- und Autoverkehrs frei gemacht hatte, damit die Fackelträger ungehindert durchziehen konnten; ihr Einsatz hinterließ bei den Zugsteilnehmern dankbare, verpflichtende Erinnerung.

Zahlreich waren die festlichen Veranstaltungen der verschiedenen Fachgenossenschaften, zahlreich die Anlässe, welche das Auslandsamt, das Amt für Kunst und Kultur, die akademische Sportkommission, die akademische Bühne, der Studenten-Filmclub usw. abhielten. Wir erwähnen im besonderen die *Feier zur Eröffnung studentischer Kunst*, deren Erträgnis zur Hälfte den Lawinengeschädigten zukam, eine *Klassiker-Vorstellung des «Urfaust»* in der Schulwarte, *Empfang und Konzert dänischer Studenten und Studentinnen* in der Aula sowie den *Empfang der amerikanischen Studenten und Studentinnen*, bei welchen Anlässen es dem Rektor, mit einer einzigen Ausnahme, zur Pflicht gemacht war, die Eröffnungsansprache zu halten.

Die *Freistudentenschaft* veranstaltete auch im vergangenen Wintersemester die aus dem geistigen Leben unserer Stadt kaum mehr wegzudenkenden *Vorträge* durch Gelehrte und Schrift-

steller von Rang und Namen. Am 30. Juni 1951 bot sie im stillen Rahmen des Schloßhofes von Jegenstorf eine *Serenade*.

Die *Tessiner Studentenverbindung Lepontia* beging ihr Jubiläum zum 25jährigen Bestehen, welches sie auch mit einer Festausgabe ihres Verbindungsblattes feierte, zu welcher der Rektor einen Begrüßungsartikel beisteuerte.

Die Studentenschaft trat dem *Internationalen Delphischen Institut in Mainz* zur Aufführung kultischer Dramen bei. Eine *Akademische Arbeitsgemeinschaft für Radio- und Pressefragen* nahm mit vorbildlichem Schwung eine Sendereihe nach Amerika, betitelt «Trip through Switzerland», in Angriff.

Groß ist auch bei den Studenten der Drang zu Kongreßreisen. Im Dezember 1950 reiste eine Viererdelegation unserer Studentenschaft mit Unterstützung der Universität nach Stockholm zur Teilnahme an der Internationalen Studentenkongress und im Mai 1951 eine Dreiervertretung an den Studentenkongress europäischer Universitäten in Berlin. Es handelte sich um die Förderung der internationalen Zusammenarbeit und um die Erreichung praktischer Resultate auf studentischem Gebiet. Grundlegende Beschlüsse wurden insofern gefaßt, als ein europäisches Studentenbüro gegründet wurde, das weiter abklären und vorbereiten soll.

Im Dezember vereinigten sich unter Leitung des Universitäts-Sportlehrers Dr. Ernst S a x e r schweizerische Studenten zur Austragung der *Schweizerischen Hochschulmeisterschaft im Gäländelauf*, welcher der Rektor ebenfalls beiwohnte. An den *Bernischen Hochschulmeisterschaften* ließ er sich durch Prof. Hans Robert H a h n l o s e r vertreten, an der *Eröffnung und Inbetriebnahme der Engelhorn-Clubhütte* vom 14. Oktober 1951 nahm er im Kreise des *Akademischen Alpenclubs Bern* und in Gesellschaft Prof. Feitknechts und dessen Familie wieder selber teil. Die *Akademischen Skiwochen* vom Frühjahr 1950

auf Eigergletscher, in Zermatt und im Davos-Parsenn-Gebiet leitete für 189 Teilnehmer Prof. Josef D e t t l i n g.

c) Hochschul-Pfarramt

Außer den regelmäßigen Sprechstunden des Hochschulpfarrers Dr. Carl N e i d h a r t und der von ihm abgehaltenen Bibelstunden, akademischen Gottesdienste und Calvin-Lesungen sprach auf seine Einladungen in der evangelischen Hochschulgemeinde M. Henri-Philippe J u n o d , M. S. A. S., Prof. Dr. Ludwig K o e h l e r , Dozent Hermann D i e m , Tübingen, Prof. Otto B o l l n o w , Mainz, Prof. Hermann G a u ß , Bern, und Prof. Pierre T h é v e n a z , Lausanne. Anfangs der Sommerferien wurde in *Zimmerwald* ein *Sommerlager* eingerichtet mit Andachten, Spaziergängen und Aussprachen.

d) Neue Vereinigungen

Es wurde ein Schach-Club gegründet.

e) Studentenheim

Es wirkte im üblichen Rahmen.

f) Stipendienwesen

Es wurden im *Wintersemester 1950/1951* 25 Darlehen im Gesamtbetrag von Fr. 14 950.— und 79 Stipendien im Betrag von Fr. 28 750.— gewährt. Im *Sommersemester* waren es für 23 Darlehen Fr. 17 181.— und 79 Stipendien im Betrag von total Fr. 28 050.—.

III. Universitätsbehörden, Verwaltung und Kanzlei

Der *Senatsausschuß* hielt sechs Sitzungen ab, der *Akademische Senat* drei. Es wurde auf Antrag der Immatrikulationskommission, die zweimal getagt hatte, eine *Immatrikulations-Ordnung* für Ausländer aufgestellt, derzufolge die Immatrikulation nicht mehr Vorbedingung für die Visumserteilung seitens der Eidgenössischen Fremdenpolizei ist, sondern umgekehrt das Visum Voraussetzung der Immatrikulation. Die Universität erkundigt sich mit ihrem Fragebogen nicht mehr nach Zahlungsfähigkeit des Ausländers, sie überläßt die Prüfung der Verhältnisse, wie alle andern Schweizer Universitäten auch, den Konsularbehörden.

Sie beschränkt sich jetzt auch bei Zimmer- und Pensionsvermittlungen auf die Beratung der Fragesteller und läßt sich zur Eintreibung der Zahlungen nicht mehr herbei.

Der Senat beschloß eine würdigere Gestaltung der *Doktorpromotionen*, die an mehreren Fakultäten schon durchgeführt ist; an andern verursachte die Bestimmung Schwierigkeiten, daß der Dokortitel erst geführt werden darf, wenn die Dissertation im Druck vorliegt. Es sind Bestrebungen im Gange, dieses Unrecht abzuschaffen sowie auch die Drucklegung durch Stipendien zu erleichtern oder durch fakultätsweise Herausgabe der Dissertationen in jährlichen Sammelbänden zu verbilligen.

Der Senatsausschuß beschäftigte sich in mehreren Sitzungen mit der Frage des Beitritts zu der «*Union internationale des Universités*» und stellte dem Akademischen Senat Antrag, unsere Mitgliedschaft anzumelden, was geschah.

In der Senatssitzung vom 6. Juli 1951 wurde zum *Rektor für das Studienjahr 1951/1952* Prof. Albert D e b r u n n e r, Ordinarius für Indogermanische Sprachwissenschaft und klassische Philologie, gewählt und von der hohen Regierung bestätigt. Zum

Schriftführer des Senats bestimmte sie Prof. Hans-Georg B a n d i, als Rektoratssekretär wurde für ein weiteres Jahr Hochschulpfarrer Dr. Carl N e i d h a r t bestätigt. Gleichzeitig wurde beschlossen, daß inskünftig zu den Stiftungsfeiern (Dies Academicum) der Senatsausschuß den Talar tragen soll.

Rege und genugtuungsreich war der Verkehr mit der *Hochschulverwaltung*, genugtuungsreich, weil sich Herr Dr. Haerry dem Fragenden allezeit beschlagen und hilfsbereit zur Seite stellte. Mögen seine Obliegenheiten durch die kommende Verwaltungsreform bald die Klärung und Rundung erfahren, deren sein leitendes Amt bedarf, um Haushaltungsführung im großen und nicht Ausbau- und Lieferungszentrale im kleinen zu sein.

Der *Rektoratssekretär* hat es in verdankenswerter Weise unternommen, die seit Jahr und Tag aus dem Zusammenhang geratenen, unübersichtlich gewordenen Akten, Belege und Protokolle zu ordnen und davon ein handliches Verzeichnis anzulegen. Gleiches hat er mit dem Archiv vor, doch braucht es dazu Wochen und Monate und vereinte Kräfte.

IV. Organisatorische und bauliche Veränderungen

An der phil.-hist. Fakultät wurde durch Verfügung der hohen Regierung ein *Seminar für Urgeschichte* errichtet und zum Direktor dieses Seminars Prof. Hans-Georg B a n d i gewählt. An der juristischen Fakultät wurde ein *Lektorat für praktische Kriminalistik* ins Leben gerufen, an der veterinär-medizinischen Fakultät die Bezeichnung «Zootechnisches und veterinär-medizinisches Institut» in «*Institut für Tierzucht und Hygiene*» abgeändert.

Zur Förderung des *Professorenaustauschs* erhöhte die Erziehungsdirektion des Kantons Bern den Kredit von Fr. 2000.—

im Jahr auf Fr. 3000.—. Die Schweizerische Verrechnungsstelle gewährte eine großzügigere Zahlungsweise.

Zu Beginn des Berichtsjahres wurde das neue Botanische Institut fertig erstellt und voll in Betrieb genommen. Über die baulichen Aufwendungen hinaus wurde für die Instrumentierung ein erheblicher Kredit bewilligt.

Am 5. Mai 1951 ist im Beisein der hohen Regierung und einer großen Anzahl geladener Gäste das *neue medizinisch-chemische Institut* eingeweiht worden.

Rektorat, Rektoratssekretariat und *Kanzlei* sind ausgebaut, vergrößert und neu ausgestattet und der *Senatssaal* einem neuzeitlichen Geschmack angepaßt worden.

Es wurde der Hochschulsportplatz mit Turnhalle und Garderobe erstellt, im Frauenspital der Dachstock ausgebaut und im physiologischen Institut die Abteilung für Nervenforschung eingerichtet. Für das medizinisch-chemische, für das zahnärztliche und für verschiedene andere Institute wurden Apparate und Mobiliar angeschafft und im anatomischen Institut eine Ölfeuerung eingebaut, was alles zusammen einen Ausgabenbetrag von rund Fr. 850 000.— ausmacht. Rechnet man die Baukosten des medizinisch-chemischen Institutes dazu, sind es Fr. 2 350 000.—.

Kaum entrichtet, — hat der Große Rat auf Antrag der Erziehungsdirektion des Kantons Bern den Bau einer neuen zahnärztlichen Klinik beschlossen; andere Planungen kommen zur Behandlung. Der Bewunderer der fürstlich-machtvollen Bauweise Alt-Berns erkennt an solcher Großzügigkeit und Gestaltungsfreude, daß der Geist souveränen Hege- und Förderungswillens wie ehemals lebendig ist.

Schlußwort

Wie alles Licht, schafft auch solche Großzügigkeit nicht nur dankbare Widerscheine, sie weckt auch Wachstum und Wettstreit, zeugt Tatkraft und Leben — auch in der Universität. Deren hartnäckiges Bemühen, nicht nur ihren gesetzlichen Pflichten als Forschungs- und Lehranstalt von Rang zu genügen, sondern auch Herd der Bildung und Gesittung für das ganze Volk zu sein, ist so alt wie sie selbst. Schon vor hundert und mehr Jahren, nicht erst jetzt, da alle Welt um die Krise der Universitäten weiß und Vorschläge zur Abhilfe vernimmt, kämpfte man in Bern um Ausrüstung und Geltung der höchsten Schule, damit sie nicht zur Fachbildungsanstalt herabsinke, vielmehr sich auch zu einem Zentrum höherer, weltanschaulich gefestigter Bildung erhebe. Ihre Gründerjahre waren schwer genug. Schon bei ihrer Erhebung aus der Akademie unterdrückte man geflissentlich den Namen Universität und wählte den der Hochschule, um alle Erinnerung an korporativen Geist, überparteiliche Haltung, den Einflüssen des Tages entzogene, unbeirrbar strebende Forschung und Lehre zu tilgen und die Absicht und den Anspruch des Souveräns, an seiner Bildungsanstalt eine Hilfe und Stütze zur Verwirklichung seiner fortschrittlichen Ideale zu haben, suggestiv herauszustreichen.

Freilich waren vom hochgesinnten Schöpfer der Universität, Regierungspräsident Karl Neuhaus, und seinen Regierungskollegen im Hochschulgesetz von 1834, das den geistigen Schwung und die Weitherzigkeit jener Zeit atmet und bis auf den heutigen Tag gültig geblieben ist, Lehr- und Lernfreiheit ausdrücklich gewährleistet, aber die unter den Einflüssen der lärmenden, radikalen Opposition zustande gekommenen Ausführungsbestimmungen durchkreuzten die regierungsrätlichen Absichten und

degradierten die Hochschule zu einem politischen und damit zwangsläufig zu einem umstrittenen und geschmähten Werkzeug.

Der Unterschied zwischen dem, was war, und dem, was dann auf lange Zeit wurde, erhellt aus der Gegenüberstellung zweier Vernehmlassungen Professor Hans Schnells, eines Vorkämpfers der bernischen Regeneration, die ich dem unvergleichlichen Buch Richard Fellers «Die Universität Bern 1834—1934» entnehme. Schnell gestand im Großen Rat: «Ich habe sechs Jahre bei einer Regierung gelebt, die wußte, daß ich entgegengesetzte Ansichten hatte und daß die Grundsätze, die ich lehrte (gemeint an der Akademie), nicht mit jenen aristokratischen, sondern mit einer volkstümlichen Auffassung im Einklang standen. Diese Regierung hat mich Jahr für Jahr in meiner Stelle bestätigt, und nie stand ich in der Besorgnis, nicht bestätigt zu werden.» — Aber zur Zeit der Professorenwahlen antwortete er seinem Bruder Karl, dem andern radikalen Professorenmacher, auf die Worte «Bei uns heißt es zuerst, ist der Mann in den neuen politischen Grundsätzen, und dann, hat er die nötigen Fähigkeiten»: «Wenn nur der Geist gerät, Wissenschaft wird sich wohl bald genug finden, und monstra eruditionis, wie etwa der große Haller war, könnten uns gegenwärtig die Dienste nicht leisten, die wir verlangen.» Ja, es war sogar von der Bindung an ein Parteibekennnis die Rede, entsprechend der Unbedingtheit und Unerbittlichkeit, die zu jeder großen Umwälzung gehören und von solcher immer wieder zu erwarten sind.

Mit dem Sieg der Radikalen hielten rücksichtslosester Gesinnungsterror, Angeberei, schimpfliche Entlassungen aus dem Amt ohne Pension auch in die Hochschule ihren Einzug. Die Studenten lebten größtenteils darnach, die Zustände wuchsen sich zum Skandal aus, so daß der Fortbestand der Hochschule jahrelang in Frage gezogen war. Ihr Retter wurde Erziehungsdirektor Dr. med. Samuel Lehmann von Langnau, selber

ein entschiedener Radikaler, wie Feller schreibt, aber kein Vertreter der scharfen Tonart. Er verschaffte der unantastbaren Lehr- und Lernfreiheit wieder Nachachtung, führte auch das durch die Radikalen als Vorbedingung zur Immatrikulation abgeschaffte Reifezeugnis wieder ein und traf viele andere nötige Vorkehren. Ein seltenes Glück wollte es, daß die lange Reihe seiner Amtsnachfolger das Universitätsgesetz, wie wir es heute gerne nennen möchten, in seinem Sinne auslegten und handhabten, wofür ihnen in der Fellerschen Geschichte ein bleibendes Andenken gesichert ist.

Aber die Universität kann die schwere Zeit von damals nicht vergessen, und es ist darum nicht von ungefähr, daß gerade in Bern das Thema «Heraus aus der Hochschule zur Universität!» nicht mehr abreißt, und daß eine mit so beispielloser Anteilnahme und Inbrunst verfaßte Universitätsgeschichte wie die Fellersche oder das auf Senatsantrag verfaßte grundlegende Werk **Werner Näfs** über «Wesen und Aufgaben der Universität», das schon weit über unsere Landesgrenzen hinaus zu Rate gezogen wird, hier entstanden sind, und die Universitätsfrage immer größere Kreise beschäftigt, wie ein im Schoße des Hochschulvereins gehaltener Vortrag **Edwin Schweingrubers** über «Die Beziehungen der Universität zu der Nichtakademischen Bevölkerung» beweist.

Der verheißungsvollen Vorschläge und Wege zur Sammlung und Aufrichtung sind viele. Die Einführung eines «Studium Generale» steht obenan. Es steht mir nicht zu, mich darüber zu verbreiten, doch will ich annehmen, es würde dadurch der Universitätslehrer nicht ersetzt, der von seinem noch so spezialisierten Fachwissen aus die Verbindung mit verwandten Problemen anderer Disziplinen aufzugreifen versteht und immer wieder seine Thesen anregend und anfeuernd einer Gesamtschau einzufügen weiß. Auch müssen wir der Tatsache gewahr sein, daß die Be-

schäftigung mit der Wissenschaft wohl eine Disziplinierung des Denkens und auch eine Erziehung zu ausdauernder Arbeit und würdiger Gesamthaltung zeitigen kann, aber was man bildende Kraft für Herz und Gemüt heißt, kann auch noch so viel Wissen und noch so viel Forschung nicht zeugen. « Und wenn ich alle Geheimnisse wüßte und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.»

Die Wahrheit kennen — macht es nicht, nur das Nach-der-Wahrheit-Tun. « Hier stehe ich, ich kann nicht anders » — hat eine Kirche gegründet, und lange bevor der Gymnasiast übersieht, welche Umwälzung die galileische Lehre, daß sich die Erde um die Sonne dreht, bewirkt hat, begeistert ihn dessen « Eppur si muove » und entzündet seine Phantasie. Gleicherweise begeistert und entzündet ihn der akademische Lehrer, bei dem Lehre und Tat dasselbe sind und der an Bekenntnismut und selbstloser Hingabe keine Zweifel läßt.

Solcher Lehrer, solcher Universität bedarf die Zeit, wenn das Gemeinwesen, dem sie verbunden sind, an ihnen Wegweiser und Stützen gegen die Gefahr einer Erwartungs-panik oder gar einer akuten Panik haben soll, wenn dem Letzten im Volke bewußt sein muß, daß Tagesmeinung und Zeitgeist sie nicht gleichgültig lassen, daß aber eine Überzeugung, die tiefer wurzelt und höher trachtet, nicht wankend gemacht werden kann, wenn die Universität Zuflucht und Halt wird, ähnlich der Kirche oder wie eine unerschütterliche Regierung oder eine entschlossene Armee.

Nur wenn wir diese Aufgabe der Universität, von der Freiheit und Unerschütterlichkeit der Lehre zu überzeugen und die Treue zum Bekenntnis so wirksam zu gestalten, daß es den Hintersten im Land ergreift und auf seinem Posten stärkt, *nur wenn wir diese Aufgabe zu den andern, gesetzlich gegebenen hinzunehmen, sind die Talare und ist die Rückkehr zum akademischen*

Zeremoniell begründet und berechtigt. Seelisches und Geistiges teilt sich mit in einer Form, Übermannendes, Vereinigendes in einer möglichst eindrucklichen, künstlerischen Form. Durch diese gelangt es zur Dauerwirkung.

Akademisches Kleid und akademische Zeremonie, die nie auf die Straße gehen, sondern Form geben, wo unsere akademischen Akte sich abwickeln, sollen uns nicht abschließen, wie sie es zur Zeit des «odi profanum vulgus» taten, sie sollen, wie eine Fahne tut, Geist und Entschlossenheit symbolisieren, den Geist der Unbeirrbarkeit im Suchen und der Festigkeit im Bekennen.

Das Zeremoniell hat aber nur dann erzieherischen Wert, wenn es genau gehandhabt und an seinen Formen nicht gerüttelt wird; nur dann ist es einprägsamer Ausdruck der Entschlossenheit, auszuharren durch alle Zeiten, komme, was wolle, und sich nichts abmarkten zu lassen. Es bedingt aber auch, daß diejenigen, für welche es Hausbrauch ist, zusammenhalten und wie ehemals ein geschlossenes Ganzes bilden, Professoren und Studenten, und daß dazu der Verkehr zwischen ihnen ein viel lebhafterer wird als bisher und daß sie diese Geschlossenheit und Zusammengehörigkeit überzeugend veranschaulichen und miterleben lassen.

So gemeint und durchgeführt, werden wir in bewegten Tagen Herold sein der Stadt, die uns beherbergt, und von welcher Carl Hilty an dieser Stelle in einem akademischen Vortrag über den Berner Staatsgedanken gesagt hat :

«Vergeblich, hier jemals eine kosmopolitische Industriestadt oder eine modernisierte im Sinne solcher gewöhnlicher Sammelplätze eines müßigen, vergnüglichen Daseins zu schaffen. Wenn hingegen Zeiten kommen wie die, in welchen diese Stadt entstand, wenn Gefahren drohen ringsum oder wenn, was noch schlimmer ist, die Herzen im In-

nern selber vielerorts verzagt geworden sind, dann kommt die rechte Zeit für Bern!»

Es bleibt mir zum Schluß das freudige Anliegen, Ihnen, Herr Erziehungsdirektor, wärmstens zu danken für Ihre unermüdliche, tatkräftige, weitblickende Führung und Unterstützung der Universität, für das Verständnis, die Toleranz und den Förderungswillen, mit denen Sie die Schaffung des neuen Universitätsgesetzes in Angriff genommen haben, aber auch für die Rücksicht und Liebenswürdigkeit, mit welchen Sie mich als Rektor stets empfangen. Ganz besonders danke ich für das große Erlebnis, daß ein vom Sparwillen, von der Abgemessenheit der zur Verfügung stehenden Geldmittel und von taktischen Rücksichten aller Art begrenzter Rahmen in den Händen des Staatsmanes zur Grundlage fruchtbarster Planung auf weiteste Sicht werden kann.

